

◀◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Guter Rat war teuer

Der Ostdeutsche Kulturrat und seine Präsidenten

3

Dieter Göllner

Begegnung ohne Gegen- und fürs Miteinander

Jubiläum der Stiftung Haus Oberschlesien mit ihrem Museum

7

„Ein sehr reales Ereignis“

Polnische und deutsche Studenten probten Mythenkollisionen

9

Ortfried Kotzian

Buchenland, wie es – nur noch – im Buche steht

Kulturelle Verdienste der Deutschen aus der Bukowina

12

Helmut Neubach

Kämpfernatur als Friedensstifter

Zum Hundertsten von Gotthold Rhode

15

Bernhard Fisch

Bedenkliches Gedenken

Russische Erinnerung an den Untergang der „Gustloff“

17

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Bahlcke, Gawrecki, Kaczmarek (Hg.): Oberschlesien (*Stephan Kaiser*) 20

Markel (Hg.): Expressionismus (*Franz Heinz*) 21

Pitschmann: Erziehung eines Helden (*Ulrich Schmidt*) 22

Rechtssicherheit für Streuselkuchen 24

LITERATUR UND KUNST

Die mit dem Glas sprechen

„Gravour on Tour“ im Glasmuseum Rheinbach

25

Arkadiusz Łuba

Alltäglichkeit der letzten Dinge

Die polnische Tradition der Reportage

26

Bärbel Beutner

Geistes Gegenwart: Königsberg

Wladimir Gilmanow über seine Heimatstadt

29

KK-NOTIZBUCH

31



Vor lauter Prunk und Fülle hat schon manche(r) den Kopf verloren oder zumindest das Gesicht: Auf Rosen gebettet, Glasobjekt von Allison Kinnaird

Bild: vgl. S. 25

Guter Rat war teuer

Die Ratgeber nicht: Der OKR war und ist für die Aktiven ein Ehrenamt und gereicht zumal seinen Präsidenten zur Ehre

Die Konstituierung des Ostdeutschen Kulturrates fand vom 22. bis zum 24. Juli 1950 in Marburg an der Lahn statt. Die Gesprächsteilnehmer waren sich bei der Gründung dieser neuen Institution darin einig, „daß bei aller Anerkennung der engen landsmannschaftlichen Bindungen jeder Kultur in erster Linie das große Gemeinsame und Verbindende der kulturschöpferischen Leistungen des ostdeutschen Raumes herausgestellt werden muß“.

Bereits im letzten Heft haben wir einen Blick auf die 65-jährige Geschichte des Ostdeutschen Kulturrates geworfen. In dieser Ausgabe soll der Persönlichkeiten gedacht werden, die den OKR leiteten und ihm ein Gesicht gaben. Karl Jaspers hat in seiner bedeutsamen Schrift „Die geistige Situation der Zeit“ geschrieben: „Arbeit kann nur gedeihen, solange an entscheidenden Stellen Menschen führen, die sich einsetzen, indem sie als sie selbst sich einsenken in ihre Welt.“

Die Präsidenten des OKR hatten also jeweils eine doppelte Verpflichtung: Nach der Gründungsidee sollten sie ihre eigene landsmannschaftliche Bindung dem Gemeinsamen und Verbindenden unterordnen, und nach Karl Jaspers war es ihre Verantwortung, sich einzusetzen, indem sie als sie selbst sich einsenken sollten in die Welt ihrer Führungsaufgabe. Ein hoher Anspruch und Maßstab, an dem die sechs bisherigen Präsidenten nicht gemessen, sondern in ihren Lebensbildern skizziert werden sollen.

Gründungspräsident von 1950 bis 1953 war Herbert von Bismarck (geboren am 29. Juli 1884 in Kniephof bei Stettin; gestorben am 30. März 1955 in Wiesbaden). Sein Großvater war der ältere Bruder des

Reichskanzlers Otto von Bismarck. Nach dem Abitur 1903 in Stettin studierte er Jura in München, Lausanne, Berlin und Greifswald und wurde Verwaltungsjurist. Von 1914 bis 1918 nahm Bismarck am Ersten Weltkrieg teil und war anschließend von 1918 bis 1931 Landrat des Kreises Regenwalde in Pommern. Vom Herbst 1930 bis März 1933 war er Abgeordneter des Reichstages und im Preußischen Landtag für die DNVP. Im Dezember 1932 wurde er noch im Kabinett Schleicher zum Staatssekretär im Preußischen Innenministerium ernannt, überwarf sich aber mit seinem neuen Dienstherrn Hermann Göring und wurde



Georg Graf Henckel von Donnersmarck

Bilder: Archiv



Der dunkle Hintergrund war Usus, gearbeitet haben sie stets für Erhellung: Hans Joachim von Merkatz, rechts, übergibt das Präsidentenamt an Götz Fehr

am 10. April 1933 in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Nach der Teilnahme am Zweiten Weltkrieg und seiner Flucht aus Pommern nach Bayern war Bismarck von 1948 bis 1952 der erste Vorsitzende der Pommerschen Landsmannschaft. Er hatte maßgeblichen Anteil an der Ausarbeitung der „Charta der Heimatvertriebenen“ vom 5. August 1950.

Zweiter Präsident war 1953 bis 1961 Dr. jur. Georg Graf Henckel von Donnersmarck (geboren am 5. August 1902 in Grambschütz; gestorben am 2. Mai 1973 in Bonn). Nach der Reifeprüfung im Benediktiner-Gymnasium von Marienberg bei Meran studierte er Rechts- und Staatswissenschaften und Volkswirtschaft an den Universitäten Fribourg (Schweiz), Köln und Göttingen. Eine sympathische Anekdote ist mit der berühmten Göttinger Gänseliesel verbunden: Henckel von Donnersmarck war auf frischer Tat ertappt worden, als er diese küsste, was verboten war. Er wurde zu einer Geldstrafe von zehn Reichsmark verurteilt. Seine Forderung nach „Kussfreiheit“ und sein Verlangen, „den Bann von den bronzenen Lippen zu lösen“, hatte weder vor dem Amtsgericht Göttingen noch vor dem Kammergericht Erfolg. Dafür hatte er sicher Prozessenerfahrung gesammelt, promovierte

und leitete nach einer landwirtschaftlichen Ausbildung den väterlichen Besitz im schlesischen Grambschütz. Dort wurde er 1929 Bürgermeister, aber im März 1933 abgesetzt. Nach Teilnahme am Zweiten Weltkrieg floh er nach Neuburg an der Donau, war als Landwirt tätig und engagierte sich in der CSU, die er 1953 bis 1957 und 1959 bis 1961 im Deutschen Bundestag vertrat. Hier engagierte er sich vertriebenenpolitisch und widmete sich der Wiedergutmachung.

Die längste Amtszeit als Präsident hatte von 1961 bis 1979 Professor Dr. Hans Joachim von Merkatz (geboren am 7. Juli 1905 in Stargard; gestorben am 25. Februar 1982 in Bonn). Er studierte nach einer landwirtschaftlichen Lehre Jura und promovierte 1934 an der Universität Jena. Danach war er bis 1938 Referent am Kaiser-Wilhelm-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Berlin und anschließend bis Kriegsende Generalsekretär des Ibero-Amerikanischen Instituts. Nach der Flucht mit seiner Familie schloss er sich der DP in Hannover an und war von 1949 bis 1969 Mitglied des Deutschen Bundestages, ab 1960 für die CDU. Sein Wahlkreis war Verden-Rotenburg-Osterholz. 1952 bis 1958 war von Merkatz auch Mitglied des Europaparlaments. Von 1955 bis 1962 war

von Merkatz in verschiedenen Kabinetten Bundeskanzler Adenauers Bundesminister für Angelegenheiten des Bundesrates sowie der Justiz (1956/57) und Bundesvertriebenenminister (1961/62). Der Bonner Universität war er von 1959 bis 1972 als Honorarprofessor verbunden.

Von Merkatz gehörte zu den bekennenden Monarchisten in der Deutschen Partei (DP), und er war zugleich ein streitbarer Liberaler. 1950 sprach er sich im Bundestag gegen die Gründung des Bundesamtes für Verfassungsschutz aus, weil er einerseits befürchtete, dieses würde den Weg in den „Schnüffelstaat“ ebnen, und weil andererseits die Gefahr bestehe, dass diese Einrichtung im politischen Meinungskampf missbraucht würde. In demselben Jahr bezeichnete er die Entnazifizierung als ein „modernes Hexentreiben“, als „Mißgeburt aus totalitärem Denken und klassenkämpferischer Zielsetzung“ sowie als „heimtückische Waffe“. Sein breites gesellschaftliches Engagement umfasste auch die Welthungerhilfe, die er von 1965 bis 1968 leitete, und die deutsche Paneuropa-Union, deren Präsident er als Nachfolger von Richard



Herbert Hupka

Nikolaus Graf von Coudenhove-Kalergi 1967 wurde.

Dr. Götz Fehr (geboren am 8. November 1918 in Budweis; gestorben am 9. März 1982 in Bonn), von 1979 bis 1982 der vierte Präsident, hatte zwar die kürzeste Amtszeit, ist aber als Publizist bis heute im Buchhandel gefragt. Mit Herz und Seele war Fehr Böhme. Das dokumentieren seine Bücher „Böhmisches Kursbuch“ und „Fernkurs in Böhmisches – Grindliche und gewissenhafte Afnfirung“, wo er warnt, dass das „Böhmakeln“ auszusterben droht. Er verfasste Texte zu Deutschland-Bildbänden und hielt Vorträge an amerikanischen Universitäten über Deutschland. Fehr hatte in Prag Kunstgeschichte und Germanistik studiert und über den Prager königlichen Baumeister Benedikt Ried promoviert. Die Dissertation erschien 1961 in München, wohin Fehr nach der Vertreibung aus seiner Heimat gelangt war. Beruflich engagierte sich Fehr seit der Wiederbegründung nach dem Krieg im Deutschen Roten Kreuz und wurde 1961 in den Vorstand von Inter Nationes berufen, einer Einrichtung für die Vermittlung deutscher Kultur im Ausland, deren Leitung er von 1968 bis 1979 innehatte.

Ebenfalls publizistisch hervorgetreten ist der langjährige Präsident Dr. Herbert Hupka von 1982 bis 1999 (geboren am 15. August 1915 auf Ceylon; gestorben am 24. August 2006 in Bonn) als Journalist in zahlreichen Beiträgen und Büchern, vor allem über Schlesien. Hupka wuchs in Ratibor auf, dessen Ehrenbürger er 1998 wurde, studierte Germanistik, Geschichte, Geographie, Philosophie und Kunstgeschichte in Halle und Leipzig. Dort promovierte er auch zum Dr. phil. Nach Kriegsdienst und Vertreibung ließ er sich in München nieder und arbeitete über ein Jahrzehnt bei Radio München als Nachrichtenredakteur und Abteilungsleiter für Kultur, Erziehung und Ostfragen. 1957 wurde er Programmdirektor bei Radio Bremen und war seit 1959 in Bonn als Journalist und Publizist tätig. Von



Eberhard Günter Schulz

1969 bis 1987 gehörte Hupka dem Deutschen Bundestag an, bis 1972 für die SPD, danach für die CDU. Er war Mitbegründer der Landsmannschaft Schlesien und von 1968 bis 2000 deren Vorsitzender. Jörg Bernhard Bilke hat Herbert Hupka zum 100. Geburtstag eine Würdigung unter dem Titel „Heimatliebe als Aufgabe“ in der KK 1358 (25. 7. 2015) gewidmet.

Der Philosoph und Kant-Forscher Professor Dr. Eberhard Günter Schulz (geboren am 27. Oktober 1929 in Neusalz; gestorben am 3. August 2010 in Marburg/Lahn) war 1999 bis 2010 Präsident des OKR. Als 16-Jähriger floh er vor der Roten Armee, besuchte ab 1946 zunächst das Athenäum in Stade und legte 1949 die Reifeprüfung in Marburg ab. Dort studierte er Philosophie, Neuere deutsche Literatur, Psychologie, Geschichte und Allgemeine Staatslehre und erwarb den Magister Artium an der Universität Hamburg. 1967 trat er in den Hochschuldienst des Landes Nordrhein-Westfalen, promovierte 1971 in Bochum und habilitierte 1978 in Duisburg. Dort vertrat er ab 1982 das Fach Philosophiegeschichte an der Universität Duisburg-Essen bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1995. Schulz war ein ausgewiesener und in-

ternational anerkannter Kenner des Königsberger Philosophen Immanuel Kant (1724–1804). Er wirkte maßgeblich an der großen Kant-Ausstellung des Duisburger Museums Stadt Königsberg im Jahre 2004 zum 200. Todestag des Philosophen mit. Am 22. April, dem Geburtstag Kants, sprach Schulz jeweils vor der Kant-Tafel im Duisburger Rathausbogen und hielt Vorträge vor Königsberger Publikum und an der Duisburger Volkshochschule. Der OKR verdankt ihm zudem die große Wanderausstellung und den Katalog „Im Dienste der Menschheit“ über die großen Deutschen aus dem Osten. Roswitha Wisniewski widmete Schulz unter dem Titel „Die Verpflichtung zu Freiheit und Frieden“ in der KK 1297 (20. 8. 2010) einen Nachruf.

Sechs Präsidenten des OKR in sechs Jahrzehnten aus Schlesien, Pommern und Böhmen – was für eine Vielfalt der Lebensperspektiven, was für ein Reichtum der Lebensleistungen! Und es sind nur die sechs leitenden Persönlichkeiten, die hier zu skizzieren waren. Zu ihnen gehören die Vorstände, die zahlreichen Mitglieder der Organe wie Kuratorien, Beiräte, Stiftungsräte – eine große Anzahl weiterer prägender Persönlichkeiten, Repräsentanten des deutschen Ostens, die jeweils für ihre Heimatregion, aber auch für das Gemeinsame und Verbindende der ostdeutschen Kultur standen.

Ohne diese Menschen, die das Erbe der Vergangenheit ostdeutscher Kultur und Geschichte nach der deutschen Katastrophe unbeirrt auf sich genommen und weitergetragen haben, wäre Deutschland ärmer. Es lohnt sich, nicht nur der allgemeinen, sondern auch der Geschichte solcher exemplarischer Persönlichkeiten nachzugehen, um zu lernen und zu erfahren, wo die eigentlichen Quellen liegen, aus denen wir heute Leben schöpfen.

Klaus Weigelt (KK)

Seit 2010 leitet Klaus Weigelt, geboren am 14. Mai 1941 in Königsberg, den OKR als Präsident.

Begegnung ohne Gegen- und fürs Miteinander

Die Stiftung Haus Oberschlesien und ihr Museum praktizieren und zelebrieren europäisches Zusammensein im Zeichen der Kultur

Der traditionelle, in Schlesien besonders hochgehaltene Barbaratag am 4. Dezember ist für die Stiftung Haus Oberschlesien (SHOS) in Ratingen-Hösel immer ein Grund zum Feiern. In diesem Jahr jedoch wurde zugleich das 45-jährige Bestehen der Stiftung gefeiert, deren Gründungstag der 4. Dezember 1970 war. Höhepunkt des ereignisreichen Tages war die Feierstunde mit musikalischer Begleitung. Viele deutsche und polnische Gäste aus dem politischen und kulturellen Leben nahmen an der Veranstaltung teil. Gemeinsam wurde auch die neue Sonderausstellung „Für Leib und Seele“ und die Barabarafeier der Landsmannschaft der Oberschlesier besucht. Das Festprogramm wurde vom Heimatchor aus Gleiwitz-Stroppendorf und vom Oberschlesischen Blasorchester Ratingen begleitet.

Bei dem von Marie-Luise Fasse, MdL, Vorstandsvorsitzende der Stiftung Haus Oberschlesien, moderierten Festakt kamen Ehrengäste und Gastgeber zu Wort. Dr. Henryk Mercik, Marschall der Woiwodschaft

Schlesien, erinnerte an die Zeit, als es noch den Eisernen Vorhang gab, der kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Ost und West schwierig bis unmöglich machte. Inzwischen – so der hochrangige Gast aus Kattowitz – leben Deutsche und Schlesier in einem gemeinsamen Europa, in dem die Rolle der Stiftung und des Oberschlesischen Landesmuseums sogar noch wichtiger sei als früher. Sein Wunsch ist, dass die Rolle der Ratinger Stiftung und des Museums als Brückenbauer zwischen Ost und West noch größer wird und die Geschichte Oberschlesiens zusammen mit Partnerinstitutionen fortgeschrieben werden kann.

Staatssekretär Thorsten Klute vom Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen blickte in seiner Rede auf die Etappen polnisch-deutscher Annäherung zurück, die auch für die Arbeit der Stiftung wegweisend gewesen seien: „Wenn 2016 der deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag sein 25-jähriges Bestehen feiern wird, freue ich mich, wenn

Die Partitur der europäischen Gemeinsamkeit ist schwer zu lesen, gesungen klingt sie gleichwohl leicht: der Heimatchor von Gleiwitz-Stroppendorf und das Oberschlesische Blasorchester Ratingen vor den Gästen der Jubiläumsveranstaltung

Bilder: der Autor





Glück auf! Das Oberschlesische Landesmuseum und die Bergbautraditionsstube in Knurów erneuerten ihr Kooperationsabkommen. Mitte unten: OSLM-Direktor Dr. Stephan Kaiser und der Direktor der Bergbautraditionsstube in Knurów, Bogusław Szygula

sich die Stiftung mit ihrem Museum in dieses Jubiläum einbringt. Gegenwärtig ist die europäische Dimension wieder einmal gefordert.“ Weitere Ansprachen boten Michael Breuer, Präsident des Rheinischen Sparkassen- und Giroverbandes und SHOS-Stiftungsratsmitglied, Direktor Dr. Stephan Kaiser sowie Bernard Gaida, Vorsitzender des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen, und Bogusław Szygula, Leiter der Bergbautraditionsstube in Knurów.

Derzeit haben das Oberschlesische Landesmuseum und die Stiftung Haus Oberschlesien elf Kooperationsabkommen mit Partnern in Polen und Tschechien vorzuweisen. Das ist eine beachtliche Leistungsbilanz, die man auch am Jubiläumstag hervorhob.

In diesem Sinne gab es noch vor dem Festakt gleich zwei Vertragsunterzeichnungen, die als Grundlage für die Fortsetzung der vielfachen grenzüberschreitenden Projekte gelten. Das Oberschlesische Landesmuseum erneuerte sein seit 2010 bestehendes Kooperationsabkommen mit der Bergbautraditionsstube in Knurów. Ein neuer Vertrag wurde zwischen der Stiftung Haus Oberschlesien und dem Verband der deutschen

sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG), dem Dachverband der deutschen Minderheiten, geschlossen.

Die Arbeit von Stiftung und Museum ist ein Brückenschlag zwischen kultureller Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sowie zwischen Osten und Westen mit Blick auf schlesische Regionen im großen europäischen Zusammenhang. Auch künftig will man die grenzüberschreitenden Kooperationen entsprechend dem Motto „Wir beleben Zusammenarbeit“ im Auge behalten. Es wird einmal mehr deutlich, dass die Idee der Begegnungsstätte immer noch so aktuell ist wie eh und je – für Schlesier und Nichtschlesier aus allen Regionen.

Als am 4. Dezember 1970 der Grundstein für die Stiftung Haus Oberschlesien gelegt wurde, tat man es mit der Absicht, eine Begegnungsstätte für die ober-schlesische Volksgruppe in Deutschland zu schaffen. Das war nötig und wichtig, weil sich die deutschen Vertriebenen im Laufe der 1960-er Jahre im Wesentlichen integriert und eine gesicherte neue Lebensgrundlage gefunden hatten. Auch aus dem polnischen Oberschlesien kamen viele Menschen als Aussiedler nach Deutschland, und diese hatten ebenfalls das Bedürfnis des Kon-

taktes untereinander. Vorrangig wurde der Ansatz einer Begegnungsstätte verfolgt, und dazu wurde 1983 auch das Stiftungsgebäude in Ratingen-Hösel fertiggestellt. Des Weiteren ging es um den Museumsgedanken mit einer ersten Etappe der Eröffnung einer Dauerausstellung im Haus Oberschlesien. Es folgten dann unter günstigen Konstellationen mit Bundesunterstützung die Bauplanung, Finanzierung und Einrichtung des 1998 eröffneten separaten Museumsfunktionsbaus.

Einen Meilenstein in der Geschichte setzte kurz nach der formellen Stiftungsgründung Bundeskanzler Willy Brandt mit seinem Kniefall in Warschau. „Was wir heute in zeit-historischer Verbindung sehen können, war damals kein zielgerichteter Weg“, erklärte Dr. Stephan Kaiser beim Festakt.

Seit 1970 ist die Stiftung Haus Oberschlesi-

en in Ratingen fester Bestandteil der deutschen Aktivitäten zur kulturellen Bildung und Verständigung mit ost- und mitteleuropäischen Partnern. Zusammen mit dem vom Land Nordrhein-Westfalen geförderten Oberschlesischen Landesmuseum trägt sie laufend zu öffentlichen und grenzüberschreitenden Begegnungen bei.

Dr. Stephan Kaiser M. A., geschäftsführendes Vorstandsmitglied und Direktor der Stiftung, Dipl.-Ing. Paul Schläger, Marie-Luise Fasse, Vorsitzende und Mitglied des Landtages Nordrhein-Westfalen, Klaus Plaszczek, Staatsminister a. D. Professor Dr. Christoph Zöpel und Klaus Konrad Pesch, der Bürgermeister der Stadt Ratingen, gehören dem Vorstand der Stiftung Haus Oberschlesien in der Amtsperiode 2015 bis 2018 an.

Dieter Göllner (KK)

„Ein sehr reales Ereignis“

Polnische und deutsche Studenten probten Mythenkollisionen

„Wenn Vorurteile alt werden, werden sie zum Mythos. Kollidiert dann ein Mythos mit einem anderen, gibt es ein sehr reales Ereignis.“ Mit diesen Worten des polnischen Aphoristikers Stanislaw Jerzy Lec begann Dr. Christoph Studt vom Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn den gemeinsamen Workshop der deutschen und polnischen Studenten.

Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott organisiert bereits seit 1996 die vom Bundesministerium des Innern geförderten grenzüberschreitenden Maßnahmen der verständigungspolitischen Begegnungen. Kooperationspartner sind polnische Hochschulen mit dem Schwerpunkt Germanistik und Geschichte. Die Seminare im Rahmen der „Schlesischen Begegnungen“ werden übrigens von den Universitäten offiziell für den jeweiligen

Studiengang anerkannt. Im Rahmen der jüngsten Veranstaltung nahmen 30 Studentinnen und Studenten vom Germanistischen Institut an der Universität Breslau an einer Seminarwoche im Haus Schlesien teil. Adam Wojtala, der Projektmitarbeiter des Gastgeberhauses, und Mariusz Dziejewczyński, der Begleiter der Studentengruppe aus Breslau, führten die jungen Menschen durch das abwechslungsreiche Programm.

„In der Studentengruppe aus Breslau waren diesmal sowohl sprachlich sehr qualifizierte als auch besonders motivierte junge Leute“, sagt Nicola Remig, Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums Haus Schlesien, und fügt hinzu: „Die Begegnungen mit deutschen Studenten liegen uns am Herzen. Die Botschaft ist hierbei, dass eine gemeinsame Auseinandersetzung mit



Fern von Breslau und doch zu Hause im Haus Schlesien im rheinischen Siebengebirge: die Breslauer Studenten mit (v. l.) Dr. Christian Studt und Leiterin Nicola Remig

Bild: Dieter Göllner

Themen stattfindet und beide Seiten auch den jeweils anderen Blick auf die Dinge erkennen und verstehen.“

Die guten Sprachkenntnisse erwarben die Germanistik-Studierenden des zweiten Jahrgangs aus Breslau sowohl im Familien- und Bekanntenkreis als auch in der Schule. Die Seminarwoche im Haus Schlesien brachte allen viele Erfahrungen und Erkenntnisse in den Bereichen Kultur und Wissenschaft, die sie in ihre weitere Studientätigkeit einbringen wollen. Sie schätzten darüber hinaus auch die Möglichkeit, sich mit jungen Deutschen über schlesische Themen aus Vergangenheit und Gegenwart auszutauschen. Marta Pitlok war zum ersten Mal im Haus Schlesien zu Besuch und angenehm überrascht von der Kultureinrichtung mit ihren vielfältigen Möglichkeiten für Recherche und Studium. Celine Mohe war froh und dankbar, dass sie im Rahmen dieses Seminars ihr Wissen über die Geschichte Schlesiens vertiefen konnte. Für Julia Neudek wiederum war

vor allem der „lebendige“ Umgang mit der deutschen Sprache interessant.

Auch die am gemeinsamen Workshop beteiligten deutschen Studenten im zweiten Studienjahr an der Universität Bonn fanden den Dialog mit ihren polnischen Altersgenossen aufschlussreich. So etwa stellte Sonja Wenzel fest, dass die Berichte zu den „Erinnerungsorten“ und zu historischen Gegebenheiten von jeder Gruppe unterschiedlich beleuchtet wurden. Die in Teschen/Polen geborene Bonner Studentin Adriana Tomaszko sprach von Erinnerungen ihrer Großmutter an die frühere Zeit, die gar nicht hasserfüllt waren. Für sie haben zwischenmenschliche Beziehungen und Begegnungen – wie etwa das deutsch-polnische Seminar in Königswinter – einen großen Wert. Felix Schmidbaur, ebenfalls im zweiten Studienjahr an der Universität Bonn, war vor allem an der Thematik der Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen interessiert. Es ging ihm vorrangig um Aspekte der Aufarbeitung

der Geschichte von beiden Seiten und um den Dialog mit polnischen Studierenden.

Zum Programm der Studienwoche gehörten Vorträge, die u. a. Haus Schlesien als Lern- und Bildungsort für junge Deutsche, Polen und Tschechen sowie als Begegnungszentrum für Schlesieninteressierte mit verständigungspolitischer Ausrichtung vorstellten. Die Historikerin Dr. Inge Steinsträßer wiederum referierte zum Thema „Unterwegs in Schlesien – ein zehnfach interessantes Land“. Ein interessanter Programmpunkt war auch die Lesung von Monika Taubitz (geboren 1937 in Breslau). Die seit 1965 in Meersburg lebende Autorin und langjährige Leiterin des Wangener Kreises hat mit ihrem Roman „Winteralbum“ ein vielschichtiges Werk über die Wiederbegegnungen mit ihrer Heimat verfasst.

Besonders reizvoll war für die jungen Breslauer Gäste das umfangreiche Exkursionsprogramm. Neben den Besuchen in Bonn bei der Bundeszentrale für politische Bildung, bei der Deutschen Welle und im Haus der Geschichte gab es auch eine Visite des Historischen Seminars der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn mit Teilnahme an einem Gastvortrag von Dr. Frauke Geyken von der Georg-August-Universität Göttingen. Hinzu kam die Exkursion zum Landtag in Düsseldorf mit der Teilnahme an einer Plenarsitzung.

Höhepunkt der Seminarwoche war der gemeinsame Workshop der angehenden Germanisten aus Breslau mit den Geschichtsstudenten der Universität Bonn. Unter der Leitung von Dr. Christoph Studt vom Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn wurden „Deutsch-polnische Erinnerungsorte“ vorgestellt. Es ging dabei um die Präsentation von aussagekräftigen Beispielen, die sowohl eine deutsche als auch eine polnische Geschichte haben. So konnte der Blick auf „zwei Seiten einer Medaille“ gerichtet werden. Die Beiträge von beiden Seiten

zu den Erinnerungsorten „Universität Breslau“, „Jahrhunderthalle“, „Kreissauer Kreis“ und „Hirtenbrief der polnischen Bischöfe“ vertieften mit Kernaussagen das Themen-Spektrum Deutschland–Polen. Es war sowohl für den Workshopleiter als auch für die Seminarveranstalter wichtig, den Studenten eine Möglichkeit zu bieten, sich in entspannter Atmosphäre ohne Berührungängste auszutauschen. „Wir führten“ – so Dr. Christoph Studt – „eine historische Debatte nicht übereinander, sondern miteinander.“

Den Workshop beendete Dr. Studt mit einem Zitat des polnischen Schriftstellers Stanislaw Przybyszewski: „Wenn die Deutschen nur einen Bruchteil von dem Zeitaufwand, den sie dem Studium der exotischen Kulturen gewidmet haben, für das benachbarte Slawentum übrig hätten, würden sie mit Staunen erfahren, wie eng im Grunde die deutsche und die polnische Kultur miteinander verknüpft sind.“

(KK)

Wechsel bei der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

Nach vier Jahren als Vorsitzender des Kuratoriums und zwölf Jahren als Vorstandsvorsitzender hat Hans-Günther Parplies zum Jahresende die Verantwortung für die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Bonn an BdV-Vizepräsident Reinfried Vogler weitergegeben. Wie bisher gehören dem Vorstand Christine Czaja und Dr. Barbara Drufar-Loeffke an. Neu hinzugewählt wurde BdV-Vizepräsident Oliver Dix.

Der bisherige Vorsitzende Hans-Günther Parplies wird der Arbeit der Stiftung als Ehrevorsitzender beratend verbunden bleiben.

(KK)

Buchenland, wie es – nur noch – im Buche steht

Die Bukowina wird von den Buchenlanddeutschen vom Rand der europäischen Geschichte ins Zentrum des Interesses geholt

Was ist in den beiden Multi-Erinnerungs- und Gedenkjahren 2014 und 2015 nicht alles geschrieben und gesagt worden! Nicht etwa um die Geschehnisse, derer gedacht und erinnert werden sollte, besser zu verstehen, besser in das heutige Leben einordnen zu können und aus ihnen vielleicht positives Tun und Handeln für die Zukunft abzuleiten; nein, es geht im Wesentlichen darum, eine bestimmte Sicht der Vergangenheit zur bestimmenden Sicht werden zu lassen.

Am deutlichsten wurde diese Meinungsvermittlung im Monat Mai 2015 mit der Berichterstattung über „70 Jahre Kriegsende“. Dabei hatten wir uns schon im vergangenen Jahr mit der Erinnerung an das Attentat von Sarajewo und dem Beginn des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren auseinanderzusetzen und vor allem mit der „Schuld- bzw. Verantwortungsfrage“, die insbesondere durch das von Christopher Clark verfasste Buch „Die Schlafwandler“ einen Sturm der Entrüstung in deutschen Historikerkreisen entfachte.

Natürlich hatten all die Gedenkereignisse Einfluss auf die Menschen der Bukowina. Erst 240 Jahre ist es her, dass die Bukowina aus der Herrschaft des Osmanischen Reiches im Jahre 1775 staats- und völkerrechtlich der Habsburger Monarchie einverleibt wurde. Der Gebietsübergang ist je nach Sichtweise der beteiligten Nationen und ihrer (National-)Geschichte umstritten. Aber er führte dazu, dass das Kaiserreich Österreich ein spezifisches Besiedlungs- und Einrichtungswerk in der Bukowina in Angriff nahm und dafür sorgte, dass „Schwaben“, die als Sammelbegriff für süd-

deutsche Siedler standen, Deutschböhmen von diesseits und jenseits der deutsch-böhmischen Grenze und Zipser aus dem Gebiet der heutigen Slowakei einer neuen Heimat in der Bukowina zustrebten, die exakt dieselbe Größe hat wie der Bezirk Schwaben. Um die „Impopulation“ in der neu gewonnenen Bukowina zum Ziele zu führen, kamen auch Menschen anderer Völker in das kleine Karpatenländchen: Juden, Rumänen, Ruthenen (Ukrainer), Polen, Slowaken, altgläubige Russen (Lippowaner) und Ungarn (Szekler). Im Kronland Bukowina, das es erst ab 1849 wurde, übte man das Zusammenleben unterschiedlicher Sprachen, Religionen und Konfessionen.

Wir erinnern uns 2015 auch an das Ende der Napoleonischen Kriege und des Wiener Kongresses von 1815. 200 Jahre ist das nun her, und wieder war die Bukowina von den Ereignissen nicht unberührt. Die Besiedlung vor allem aus Böhmen erreichte um diese Zeit ihren Höhepunkt und ebte danach ab.

Mit dem vor 100 Jahren ausgebrochenen Ersten Weltkrieg endete zwar nicht die Geschichte der Deutschen in der Bukowina, aber es endete die österreichische Herrschaft und mit ihr die übernationale österreichische Staatsidee. Außerdem war die Bukowina während des Ersten Weltkrieges wiederholte Male Kriegsschauplatz. Russische Truppen versuchten mehrfach das kleine Kronland einzunehmen, was nie vollständig gelang. Das historische Ende der Deutschen der Bukowina kam mit der Umsiedlung in das Großdeutsche Reich im Jahre 1940, also vor 75 Jahren. Wieder ein Erinnerungs- und Gedenkjahr! Die Umsied-

Die Geschichte der Deutschen in der Bukowina ist im Großen und Ganzen beendet. Was geblieben ist, sind die Menschen; die Menschen aus der Bukowina.



Byzantinische Anklänge in der Architektur kommen nicht von ungefähr, gleichwohl war die Universität Czernowitz ein Hort abendländischer Bildung: kolorierte k. u. k. Postkarte

Bild: Archiv

lung war jedoch nur der Anfang vom Ende, denn ihr folgte eine Ansiedlung im Osten (Warthegau und Ostoberschlesien), Westen (Elsass-Lothringen) und Süden (Untersteiermark) und damit die totale Zersplitterung.

Die Geschichte der Deutschen in der Bukowina war damit im Großen und Ganzen beendet. Was geblieben ist, sind die Menschen; die Menschen a u s der Bukowina. Egal wo sie landeten, ihre Herkunft war ihnen bewusst. Das gemeinsame Schicksal hatte den deutschen Bukowinern, wie übrigens auch den anderen Nationalitäten, die ihre Heimat verlassen mussten, ein Gruppenbewusstsein vermittelt. Man wusste, man gehörte zusammen.

Letzten Sommer, als sich die Potsdamer Konferenz zum 70. Male jährte, hatten die Vertriebenen und ihre Nachkommen die Möglichkeit, am 20. Juni zum ersten Mal den „nationalen Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung“ zu erleben. Wie der Soziologe Professor Dr. Winfried Schlauf in einer Studie feststellte, stammen 35 Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung aus dem Osten, kamen als Umsiedler,

Flüchtlinge, Heimatvertriebene, Aussiedler und Spätaussiedler auf das Territorium der Bundesrepublik Deutschland. Aber ihr Schicksal war der „neuen Heimat“ 70 Jahre lang kein Gedenken, keine Wahrnehmung und kein Erinnern wert. Die Landsmannschaften blieben mit ihrem Kampf um Gedenken und Erinnern des eigenen Schicksals weitgehend allein.

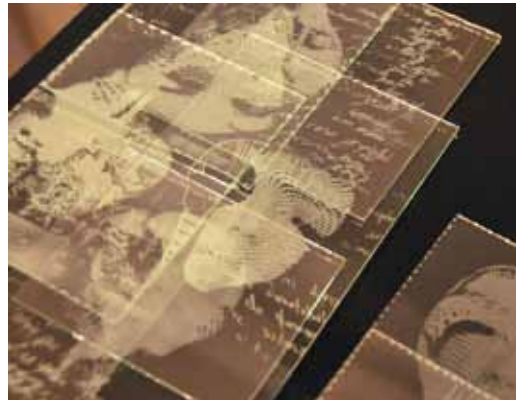
Auch seit der Gründung der Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen (Bukowina) sind mehr als 65 Jahre vergangen. Wir durften dieses bedeutsame Ereignis im vergangenen Herbst in München im Haus des Deutschen Ostens feiern. Seit der Eröffnung des Bukowina-Instituts sind ebenfalls mehr als 25 Jahre ins Land oder besser gesagt in den Bezirk Schwaben gegangen. Dieses Jubiläum – das erste, das nicht an Tod, Leid und Trauer erinnert – fällt zusammen mit dem Gedenken an 25 Jahre Wiedervereinigung zweier deutscher Staaten, der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR).

Und nun muss noch etwas zu 60 Jahren

Patenschaft des Bezirks Schwaben über die Deutschen aus der Bukowina gesagt werden. Im Jahre 1955 hatte die Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen (Bukowina) zu ihrem Bundestreffen in das Augsburger Rosenaustadion eingeladen, das aus den Trümmern der Stadt errichtet worden war. An diesem symbolträchtigen Ort sollte die Patenschaft der Stadt Augsburg über die Deutschen aus der Bukowina verkündet werden. Die gesamte Geschichte der Patenschaftsübernahme nicht durch die Stadt Augsburg, sondern schließlich durch den Bezirk Schwaben ist im „Kaindl-Archiv“ ausführlich dokumentiert worden, der Kulturzeitschrift des Bukowina-Instituts, die leider seit dem Jahr 2004 nicht mehr erscheint (Themenausgabe „40 Jahre Patenschaft des Bezirkes Schwaben über die Deutschen aus der Bukowina“, Heft 24/ Neue Folge 16 im Jahre 1995).

Hatte die Patenschaft zunächst eine Betreuungsfunktion und bot für Landsmannschaft und Kaindl-Gesellschaft ideelle und finanzielle Unterstützung, so wurde mit der Gründung des Bukowina-Instituts 1988 eine neue Qualität in den Patenschaftsbeziehungen erreicht. Bezirkstagspräsident Dr. Simnacher nahm den Text der Patenschaftsurkunde über die Buchenlanddeutschen ernst, in dem es heißt: „... zur Wahrung und Förderung des buchenländischen Erbes.“ Er wollte eine „gelebte Patenschaft mit europäischer Ausstrahlung“. Die Idee der Patenschaft führte schließlich zur Partnerschaft des Bezirks Schwaben mit den beiden Teilen der Bukowina, dem Gebiet (Oblast) Czernowitz (Cernauti), Ukraine, und dem Kreis (Judet) Suczawa (Suceava), Rumänien.

Nun ist insgesamt nahezu ein Lebensalter verstrichen und alle Seiten, Bezirk, Landsmannschaft und Institut, haben sich an Paten- und Partnerschaft gewöhnt. Gewöhnungsprozesse wirken sich manchmal erleichternd auf das tägliche Geschäft aus, sie dürfen jedoch nie das Nachdenken über



Erinnerungen transparent machen – auch für Unbeteiligte: Kalligraphie-Objekt von Ioana Stelea

Bild: vgl. S. 25

Aufgaben, Wert und Nutzen des Beurkundeten verhindern.

Für den Bezirk Schwaben und die Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen war die Patenschaft eine „Win-win-Situation“. Die Landsmannschaft wurde in die Pflicht genommen, für ihr Überleben zu sorgen. Der Bezirk Schwaben konnte nicht nur seine soziale, sondern auch seine kulturelle Kompetenz besonders betonen und dabei auch internationale Anerkennung erreichen. Seine europafreundliche Ausrichtung wurde auch von europäischen Institutionen gewürdigt. Dem Bukowina-Institut an der Universität Augsburg musste klar werden, dass die Patenschaft der „Urgrund“ seiner Gründung war und der Wissenschaft mit der Region Bukowina ein weites Forschungsfeld angeboten wurde.

Insgesamt ist das Interesse an der Bukowina bei der jüngeren Generation gestiegen. Dafür sind alle genannten Institutionen gemeinsam verantwortlich. Alle können auf den gemeinsamen Erfolg stolz sein. Aber für alle, besonders für die wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität Augsburg, gilt es, im 60 Jahre währenden Sinne weiterhin zu wirken.

Ortfried Kotzian (KK)

Kämpfernatur als Friedensstifter

Gotthold Rhode verstand nicht nur Polnisch, sondern auch die Polen

Kein anderer Historiker hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg so intensiv mit dem deutsch-polnischen Verhältnis beschäftigt wie Gotthold Rhode. Die Nachbarschaft der beiden Völker erlebte er hautnah von Jugend an. Geboren und aufgewachsen ist Rhode in der einst preußischen Provinz Posen, in der fast überall der Alltag vom gespannten Nationalitätenverhältnis geprägt war. Es erübrigt sich zu betonen, dass seine perfekten Polnischkenntnisse später nicht nur seine Forschungen, sondern auch die Gespräche mit den Kollegen der „anderen Seite“ erheblich erleichterten. Am 28. Januar 2016 wäre der führende Polenexperte seiner Zeit hundert Jahre alt geworden.

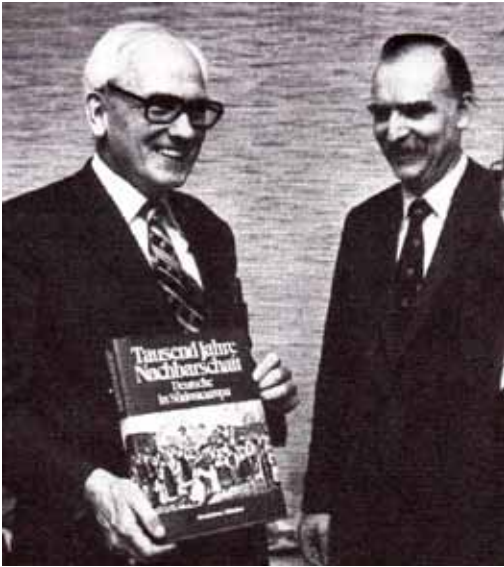
Stärker freilich als das täglich erlebte deutsch-polnische Spannungsfeld prägte das evangelisch-konservative Elternhaus Rhodes Weltanschauung und sein Wissenschaftsverständnis. Sein Vater war zunächst Dorfpfarrer in tiefster protestantischer Diaspora, später Superintendent in der Stadt Posen. Aus seinen Memoiren geht hervor, dass er nicht nur ein begeisterter Geistlicher, sondern auch ein Patriot war. In diesem Punkt trat sein Sohn ganz in seine Fußstapfen. Schon als Posener Gymnasiast bekannte er sich mit seiner Schülersmütze offen zur deutschen Minderheit, auch wenn er dabei gelegentlich Prügel einstecken musste.

Rhode besuchte neben Jena und München die beiden einzigen Universitäten, die es in den preußischen Ostprovinzen gab, Königsberg und Breslau. Breit angelegt war sein Studium der Geschichte, Geographie und Slawistik, doch konzentrierte er sich bald auf die osteuropäische Geschichte. So fand er auch seine erste Anstellung am Osteuropa-Institut Breslau, wo er seinen wegweisenden Förderer Hermann Aubin kennenlernte.

Dieser „Historikerpatriarch“ war es, der Rhode bald nach dem Krieg, den dieser mit wissenschaftlichen und politischen Sonderaufträgen sowie als Dolmetscher überstanden hatte, in Hamburg die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Laufbahn ermöglichte. Nach Breslau und Hamburg wurde Marburg die dritte Station der steilen Karriere. Hier wirkte Rhode als Mitarbeiter am Herder-Institut und nebenbei als Dozent an der Universität, bevor er im Jahre 1957 auf den Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte der Universität Mainz, seine vierte Station, berufen wurde.

Auch wenn es in der rheinland-pfälzischen Landeshauptstadt weit weniger historische Bezüge zu Osteuropa und auch relativ wenige an diesem Thema interessierte Studenten gab als etwa in Berlin, Göttingen oder Marburg, baute Rhode sein Osteuropa-Institut mit dem Schwerpunkt „Polen“ zu einem der führenden in der Bundesrepublik auf. Er war ein von dem Motto „Carpe diem“ geprägtes „Arbeits-tier“, ein Vorbild für seine Schüler, von denen einige später Dozentenstellen an den Universitäten Mainz, Heidelberg und Koblenz einnahmen. Beeinträchtigt wurde Rhodes Forschungsarbeit allerdings in den 1970-er Jahren durch die Hochschulreform, die die alte Ordinarienstruktur, die er gern beibehalten hätte, erheblich aufweichte. Als traditionsbewusster Ordinarius wollte und konnte er sich mit der daraufhin einsetzenden „Professorschwemme“ kaum abfinden.

Nicht nur in Fachkreisen machte sich Rhode überraschend schnell einen Namen erstens durch seinen Sammelband „Die Ostgebiete des Deutschen Reiches“ (1955) und zweitens durch seine „Kleine Geschichte Polens“ (1961), die eine Gesamtauflage von 30 000 Exemplaren



Das Bild ist sichtlich alt, sein Anliegen stets neu: Gotthold Rhode mit dem von ihm im Auftrag des OKR zusammengestellten und eingeführten Band „Deutsche in Südosteuropa“. Rechts OKR-Geschäftsführer H.-G. Parplies

Bild: Archiv

erreichte. Mit ihr bewies der Experte, dass er sich wie kaum ein anderer gleichsam in jedem Jahrhundert der tausendjährigen Geschichte des Nachbarlandes auskannte. Freilich hatte auch er Spezialthemen, so das Posener Land, die Ostgrenze Polens, die deutsche Minderheit und der Protestantismus in diesem Lande sowie die „neuralgischen“ Punkte der deutsch-polnischen Beziehungen, also jene Reizthemen, die auf beiden Seiten kontrovers interpretiert wurden, z. B. die Polenausweisungen von 1885/86, das Enteignungsgesetz von 1908, der „Bromberger Blutsonntag“ von 1939 oder die Vertreibungen von 1945.

Es blieb nicht aus, dass Rhode als ein derart vielseitiger Experte in Führungsämter mehrerer Institutionen berufen wurde. Nur drei seien genannt: die Gesellschaft für Osteuropakunde, der Herder-Forschungsrat und die Posener Kommission, die heutige Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen. Keinen Vorstands-

posten hat er – das kann der Chronist als sein ehemaliger Assistent bezeugen – wohl mit so viel Herzblut versehen wie den letzteren. Schon seine erste selbständige Publikation, die 1953 von ihm herausgegebene „Geschichte der Stadt Posen“, war seiner Heimat gewidmet. Die lebenslange treue Verbundenheit mit seiner Religion manifestierte dieser Posener Patriot, wie man ihn nennen kann, auch als Betreuer einer Dokumentation über die durch die Vertreibung verlorengegangenen Besitzstände der evangelischen Kirche in den ehemaligen Ostprovinzen. Diese von dem Danziger Historiker Heinz Neumayer durchgeführte Sammlung soll hier schon deswegen genannt werden, weil sie in der von Eicke Eckert verfassten Rhode-Biographie „Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie“ (2013) nicht erwähnt wird. Eine Führungsrolle spielte der Polenexperte auch in der Redaktion der beiden maßgeblichen Osteuropa-Periodika: Er war Mitherausgeber sowohl der „Zeitschrift für Ostforschung“ (Marburg) als auch der „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas“ (München).

Schon lange vor Beginn der deutsch-polnischen Schulbuchgespräche hatte Rhode auf privater Basis Verbindungen mit polnischen Historikern geknüpft, die er in Marburg und Mainz zu sich nach Hause einlud. So hat er die später offiziell geführten Schulbuchkonferenzen indirekt vorbereitet. Die polnischen Teilnehmer kannte er wenn nicht persönlich, dann durch Korrespondenzen. Auch wenn Professor Walter Mertineit die deutsche Historikergruppe offiziell anführte, merkte man – was der Chronist ebenfalls aus eigener Anschauung bestätigen kann –, dass nicht er, sondern Gotthold Rhode dank seiner reichen Erfahrungen, seiner großen Kenntnisse und seiner fundierten Publikationen als der eigentliche Sprecher der deutschen Seite angesehen wurde.

Im Gegensatz zu so manchen ostdeut-

schen Historikern bekannte sich Rhode zeitlebens offen zu seiner Heimat, was er auch durch seine aktive Mitgliedschaft in der Landsmannschaft Weichsel-Warthe bekundete. Deren Landesgruppe Hamburg hatte er bald nach Kriegsende mitgegründet. Er, der auf wissenschaftlichen Konferenzen als begehrter Referent galt, war sich nicht zu schade, auf Tagungen seiner Landsmannschaft Vorträge zu halten und Beiträge für deren populärwissenschaftliche Veröffentlichungen zu schreiben, z. B. für das „Jahrbuch Weichsel-Warthe“.

Gotthold Rhode war ein Gelehrter, der stets ein breites Publikum ansprechen wollte und der die hohe Wissenschaft dem „kleinen Mann“ anschaulich vermitteln konnte – ohne viele Fremdwörter. Er war eine

Kämpfernatur und wollte „mit mitreißendem Elan aus dem bequemen Elfenbeinturm der Fachdisziplin heraustreten“, wie Hans Lemberg in seinem Nachruf formulierte. Mutig griff er mit Leserbriefen – vor allem in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ – in aktuelle Debatten ein, besonders in die, die sich mit dem deutsch-polnischen Verhältnis befassten. Er beharrte auf seinem Credo: Versöhnung setzt Verständigung voraus, und diese kann es ohne Kenntnis (der Geschichte) nicht geben.

Gotthold Rhode starb am 20. Februar 1990 in Heidesheim bei Mainz im Alter von 74 Jahren. Ein Osteuropahistoriker seines Formates ist – so scheint es – bisher nicht nachgewachsen.

Helmut Neubach (KK)

Bedenkliches Gedenken

In Sankt Petersburg erinnert ein U-Boot-Museum an den Untergang des Flüchtlingsschiffes „Gustloff“ – samt Verursacher

„Wo wollen Sie hin?“, fragt der Taxichauffeur, mit verwunderter Betonung auf dem Fragewort. „In das Museum der Unterseeboote“, wiederhole ich. „So etwas gibt es in Sankt Petersburg nicht. Und ich kenne nun wirklich die Stadt.“ – „Doch, gibt es, fragen Sie nur in Ihrer Zentrale nach.“ Das macht er dann, notiert sich verwundert die Adresse: Kondratjewskij Prospekt Nr. 83, und kommentiert das: „Bin ich noch nie gewesen! Weder mit einem Russen noch mit einem Ausländer. Steht auch nicht im Angebot für internationale Gäste.“ Das stimmt. In der umfangreichen Liste der Sehenswürdigkeiten für die Passagiere meines Kreuzfahrtschiffes wurde vieles als besuchenswert empfohlen, dieses Museum aber nicht. Nun ja, Russland gibt sich dem Ausland gegenüber gerne nachdrücklich friedlich.

*Entschlossen – und zwar zu allem:
Büste des U-Boot-Kapitäns A. I. Marinenko
Bilder: der Autor*



Wir starten also, queren die Wassilij-Insel und die Kleine Newa. Rechts, jenseits des Newa-Hauptarmes, grüßt der Winterpalast, dann geht es an den Mauern der Peter-Pauls-Festung entlang. Linker Hand ein Platz, dort winkt Lenin vom Panzerauto vor dem Finnischen Bahnhof. Schließlich biegen wir in den Kondratjewskij Prospekt ein. Links ziehen sich Plattenbauten im Stil der dreißiger Jahre, von Industriegebäuden unterbrochen. Es folgen Fünfgeschosser, weiß verklindert. Ob die vielen zugeschmierten Wandrisse Kriegsfolgen sind, weiß der Fahrer nicht. Dann recken sich vier moderne Wohntürme 15 Etagen hoch. Rechts, hinter üppigem Grün, stehen Blocks der frühen Nachkriegszeit. Hier signalisiert ein Schild über dem niedrigen Portal das „Museum der Unterwasserstreitkräfte Russlands, benannt nach A. I. Marinesko“. Angekommen!

Ein Museum, das den Namen eines Hauptmanns trägt, keines Generals oder gar Marschalls, wie sonst in Russland üblich. Nein, ein den ganzen russischen Staat repräsentierendes Geschichtsdenkmal für einen Offizier der unteren Grade, der ein für den Kriegsausgang völlig unbedeutendes Schiff versenkt hat und sich im Übrigen durch unmäßigen Alkoholkonsum auszeichnete! Schon seltsam.

Wir bezahlen den Eintritt und wenden uns dem Inneren zu. Das ist ein mächtiges Gewölbe. Gleichsam als beträten wir das Innere eines ungeheuren U-Bootes.

Erste Abteilung: „1720–1917. Der Anfang der russischen Flotte“. Interessiert uns nicht. Wir wollen den Haupthelden sehen und die Darstellung seiner Tat. Also durchschreiten wir die Abteilungen „1918–1940. Unterteilte Ereignisse“, „1941–1943. Einzelne Kriegsschauplätze“ und landen in „1943–1945. Einsatz in verschiedenen Meeresregionen“. Hier müsste sich etwas finden lassen.

Richtig! Eine ganze Ecke ist ihm und seinen Kameraden gewidmet. Da steht eine Stele mit der lebensgroßen Büste eines frischen jungen Offiziers. Das ist er! Tafeln mit Abschnitten der Ostsee und Zeichen, die den Einsatz der sowjetischen U-Boote im Januar 1945 vor der südlichen Ostseeküste erläutern. Und dazu drei Gemälde, die die größte Schiffskatastrophe in der Geschichte der Menschheit mit ihren etwa 9000 Opfern darstellen sollen. Die schauen wir uns genauer an.

Die Maler standen vor einem künstlerischen Problem. Der Angriff auf die „Wilhelm Gustloff“ fand in dunkler Nacht statt.



Auch der bombastische Kitsch der sozialistischen Propagandamalerei kann das Grauen der Geschichte nicht verhehlen: Bild A zum Untergang der „Gustloff“ im Sankt Petersburger Museum

Lediglich die kümmerlichen Positionslichter des Dampfers brannten, rechts grün, links rot, eventuell am Vormast weiß. Das reichte nicht aus, um das Geschehen ausreichend zu beleuchten. Die Maler griffen daher zu einer Veränderung der realen Situation. Sie nahmen die Täuschung in Kauf. Eine Praxis, die man bei vielen Schlachtenmalern der letzten Jahrhunderte beobachten kann.

Der Autor von Bild A lässt im Hintergrund zwei schwere Überwasserschiffe agieren, die Scheinwerfer nach oben richten. Einen Lichtstrahl lässt er sich breit im Wasser reflektieren. Dadurch schafft er einen hellen Vordergrund, an dessen Rand er den Angreifer stellt. Das Licht wird durch eine weiße Wassersäule verstärkt, die, durch die Explosion eines Torpedos bedingt, an der Bordwand aufsteht.

In Bild B wird der gleiche Farbentwurf angewandt. Die Quellen sind allerdings so weit entfernt, dass sich der Schiffstyp nicht erkennen lässt. Dafür nutzt der Maler aber die Spiegelung, um sie über die gesamte Wasserfläche und die Wolkenmasse auszubreiten, was das Bild nicht so düster wie A erscheinen lässt. Beide Bilder leben aus dem Gegensatz von Blau- und Weißtönen.

Ganz anders hat der Maler von Bild C das Problem gelöst. Bei ihm kommt Rot hinzu und beherrscht zwei Drittel der Fläche. Es gibt den Rahmen für die Explosion, durchsetzt aber auch das Blau-Weiß der Dünung.

Bei allem Mühen der Künstler: Das Wesen des Vorgangs erfassen sie nicht, überhaupt nicht! Torpedos auf gegnerische Schiffe zu richten ist übliches Kriegshandwerk. Dass sich auf dem Schiff etwa 8000 Flüchtlinge befanden und 1000 Marinesoldaten, konnte Marinesko nicht wissen. Bisher waren U-Boote nur gegen solche Schiffe eingesetzt worden, die aus dem Kurland-Kessel Wehrmachtseinheiten abtransportiert hatten. Welches Elend sich hier anbahnte, konnte dem Kapitänleutnant nicht bekannt sein. Überdies gab es damals keine internatio-

nale Konvention über die Kennzeichnung von Flüchtlingsschiffen.

Im Übrigen haben die Maler neben der Farbgebung im Interesse der Überhebung der Tat auch Realitäten gefälscht. Das Schiff war nur von einem Torpedoboot begleitet. Zudem herrschte stockfinstere Nacht. Andere Schiffe tauchten erst nach der Torpedierung zur Rettung der Menschen auf. Licht wurde nur beschränkt eingesetzt, da man auf deutscher Seite weitere Angriffe fürchtete. Dass das U-Boot auf jedem Bild aufgetaucht zu sehen ist, entspricht allerdings den Tatsachen. Marinesko führte den Angriff über Wasser, ein Beweis, dass er sich sicher fühlte.

Wie man allerdings eine Aktion, nachdem ihr grausiges Ergebnis auch in Russland bekannt wurde, immer noch derart hoch ehren kann, ist mir nicht erfindlich. Wäre nicht die Zeit gekommen, da mehr Gerechtigkeit walten zu lassen? Dort schwamm ein Schiff des Gegners, und der Kapitänleutnant hat es nach allen Regeln seines Dienstes angegriffen. Dass er tragisch endete, kann man Marinesko nicht anrechnen. Er hat seine Arbeit gemacht. Das ist aber kein besonderes Verdienst!

Bleibt nur noch die Feststellung: Die Versenkung stellte laut Heinz Schön, dem vor Kurzem verstorbenen Zeugen, kein Kriegsverbrechen dar. Die Gustloff fuhr mit abgeblendetem Licht, trug einen Tarnanstrich, transportierte 1000 U-Boot-Soldaten und hatte mindestens zwei Fliegerabwehrkanonen an Bord. Schuld an dem Unglück ist ausschließlich die deutsche Führung. Sie hat erstens das Schiff ohne Schutz in gefährdetes Gebiet geschickt und hat zweitens den Krieg weitergeführt, auch als die Rote Armee vor der deutschen Grenze stand. Eine sofortige Kapitulation hätte Millionen Menschen das bekannte Maß an Tod, Vergewaltigung, Flucht, Hunger und Zwangsarbeit erspart.

Bernhard Fisch (KK)

Orientiert am (Un-)Wissensstand

Joachim Bahlcke, Dan Gawrecki und Ryszard Kaczmarek (Hrsg.): Geschichte Oberschlesiens. Politik, Wirtschaft und Kultur von den Anfängen bis zur Gegenwart. De Gruyter Oldenbourg, München 2015, 723 S., 306 Abb. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa; 61)

Das Warten hat sich gelohnt. So mag die lange unerfüllte Hoffnung auf eine sachkundige Regionalgeschichte für diesen wichtigen Teil Schlesiens zusammenzufassen sein. Blickt man zurück, gab es den ambitionierten Versuch zu dessen Gesamtgeschichte durch die Historische Kommission für Schlesien: Band 1 erschien bereits 1938 (durchgesehene Neuauflagen bis 1988), nach vielen Wirren folgten Band 2 für die habsburgische Zeit 1973 und Band 3 für die preußische Epoche nach noch mehr Problemen 1999. Drei übersichtliche Zusammenfassungen bieten die Bände zu Schlesien in der Reihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ (Conrads, 1994), der Historischen Landeskunde der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Band 4: Irgang, Bein, Neubach 1995) und der Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat (Band 7: Bahlcke 1996).

Noch weiter zurückzublicken ergibt keinen Sinn, denn noch ältere Darstellungen führen weder methodisch noch zeitlich zu heute erkenntnisleitenden Gesichtspunkten. Freilich wäre die Sicht polnischer und tschechischer Autoren auf die Region hilfreich, doch sind diese einem breiteren deutschsprachigen Publikum kaum zugänglich. Darum hat sich das Warten gelohnt, und der Erwerb und die Lektüre des hier genannten Bandes zahlen sich aus.

Die neue Regionalgeschichte der ehemals preußischen und österreichischen Landesteile Schlesiens erschien bereits 2011 in polnischer Sprache. Obgleich insbesondere bundesdeut-

sche und polnische Wissenschaftler die Kapitel abwechselnd oder gemeinsam, jedenfalls in enger Verschränkung, erstellt, ist das Werk weitgehend aus einem Guss. Die Herausgeber sind sachkundige Historiker, die gegenwärtig an den Universitäten Kattowitz, Stuttgart und Troppau lehren. Die Gliederung in einen Einstieg zu „Raum und Menschen“, gefolgt von der politischen Geschichte und kursorischen, separaten Überblicken zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte bietet dem Leser genügend Möglichkeiten, sich in Ruhe Teilaspekten zu widmen.

Gegenüber den älteren Darstellungen ist die konsequente Fortsetzung bis zu heutigen Befunden hervorzuheben. Im letzten Hauptteil „Historische Kontroversen“ wird ein neuer und sicherlich für viele Leser anspruchsvoller Ansatz gewählt: Da werden die immer wieder für die Landesentwicklung herausgestellte deutschrechtliche Siedlung des hohen Mittelalters sowie „Germanisierung und großpolnische Agitation im 19. Jahrhundert“ in je einem Beitrag aus deutscher und polnischer Perspektive, also von einem deutschen und einem polnischen Wissenschaftler beschrieben. Auch der hierzulande für viele gar nicht so eklatant hervorgetretene Grenzstreit um das Teschener Schlesien nach dem Ersten Weltkrieg wird aus polnischer und tschechischer Sicht betrachtet. In den Abschnitten „Germanen und Slawen in Oberschlesien“ und – etwas willkürlicher ausgewählt – „Der Sankt Annaberg“ (eher hätte man sich auf das Plebiszit oder die Abstimmungszeit beziehen können) sowie zu den Begriffen „Flucht, Vertreibung, Umsiedlung“ wird die Kontroverse von einem binationalen Autorenpaar behandelt. Die abschließende Betrachtung „Wer ist Oberschlesier? Verschiedene Antworten auf eine komplizierte Frage“ gemahnt eher an das offene Resultat einer Podiumsdiskussion und hätte nicht unbedingt einer solchen Gesamtbeurteilung beigegeben werden müssen.

Es entspricht jedoch der Orientierung am (Un-)

Wissensstand der heutigen Gesellschaft, über die Faktengeschichte (oder was wir heute an Fakten geschichtlich zu fassen vermögen) hinaus einen erweiterten Ansatz zu suchen. Das in jedem und allem viel wissenswert Neues steckt, das ist vom Umfang her selbstverständlich. Schwieriger zu entscheiden oder zu bewerten ist, was beispielsweise Aufzählungen von Namen polnischer Untergrundaktivisten während des Zweiten Weltkrieges oder deren vage Vorstellung bewirken. Den Konflikt zwischen Breite und Tiefe muss jeder Autor für sich austragen – und jeder Leser findet anderes wichtig. Das umfangreiche Literaturverzeichnis, passend zu der Beitragsstruktur gegliedert, ist erfreulicherweise bis 2014 fortgeführt. Es kann kraft deutscher Übersetzung der Haupttitel mit einer Fülle dem deutschen Leser bisher wohl kaum bekannter polnischer Spezialliteratur aufwarten, die freilich hierzulande kaum verfügbar ist. Sofern jedoch die polnischen Autoren sie kennen, ist der Ertrag dieser Forschung im neuen Band zu vermuten bzw. vereint. Es hängt an der polnischsprachigen Erstausgabe beim Haus der deutsch-polnischen Zusammenarbeit in Oppeln und Gleiwitz, dass die Abbildungen überwiegend aus polnischen Sammlungen stammen.

„Entstanden ist ein ebenso anschauliches wie informatives Werk“, heißt es im Klappentext. Dem ist beizupflichten und daraus die Empfehlung abzuleiten, sich das Buch zu besorgen. Es kann für Oberschlesien eine Grundlage zum Verständnis sowie zur Entfaltung ihrer Identität sein. Wer erkennen möchte, „wie Geschichtsschreibung zur Formulierung politischer Ansprüche benutzt und gelegentlich auch missbraucht wird“ (ebenfalls Klappentext), der wird sich als Oberschlesier selbst wiederfinden oder der anderen Oberschlesier Haltung besser verstehen lernen.

Stephan Kaiser (KK)

Moderne jenseits der Wälder

Michael Markel (Hg.): *In Dornbüschen hat Zeit sich schwer verfangen. Expressionismus in den deutschsprachigen Literaturen Rumäniens. Anthologie. Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Band 130. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2015, 340 S.*

Michael Markels Anthologie ist zu einem Zeitpunkt erschienen, in dem die regionale Literaturgeschichtsschreibung in Deutschland eine veränderte Sichtung und Beurteilung des regionalen Schrifttums anstrebt. Walter Engel stellt in seinem 2014 erschienenen Buch „Blickpunkt Banat“ fest, dass diese Fragestellung seit Anfang der 1990-er Jahre zunehmend ins Blickfeld der Germanisten und der Medien rückte, wobei die deutschsprachige Literatur außerhalb des deutschen Sprachraums deutlich mehr Aufmerksamkeit fand als in den Jahrzehnten davor. Bereits 1992 wies Professor Dr. Anton Schwob auf neue Publikationen zu diesem Themenbereich und auf deren breite Beachtung in der Literaturgeschichtsschreibung hin. In diesem Kontext kann auch Michael Markels Anthologie gesehen werden, die eine in ihrer Gesamtheit bisher noch nicht vorliegende kritische Präsentation des deutschsprachigen Schrifttums in Rumänien zwischen 1919 und 1939 vornimmt.

Bezeichnenderweise spricht Markel von den „deutschsprachigen Literaturen Rumäniens“ – im Banat, in Siebenbürgen, der Bukowina und in Bukarest. Bis 1918 (Bukarest ausgenommen) verschiedenen Verwaltungseinheiten der Habsburger Monarchie zugeordnet und kulturell vornehmlich Wien zugekehrt, sahen sich die deutschsprachigen Bevölkerungen dieser Gebiete, entsprechend den Friedensbestimmungen von Trianon, unvermittelt dem rumänischen Staat zugewiesen, getrennt von ihrem „mitteleuropäischen Orientierungshorizont“ und „auf geistige Selbstversorgung angewiesen“. Erst recht entwickelten sie, gegenläufig zu anfänglichen Anpassungsschwierigkeiten, eine „Aufbruchseuphorie“, die dem Willen zu einer „eigenwüchsigen ostdeutschen“ Literatur Auftrieb verlieh.

Zeitschriften mit eigenständigem Charakter wurden gegründet, in denen die deutschsprachigen Autoren sämtlicher Rumänien zugefallenen Siedlungsgebiete neben Lyrik und Prosa programmatische Beiträge veröffentlichten. Diese nehmen etwa ein Drittel der vorliegenden Anthologie ein und lassen erkennen, mit wie viel Eigenwillen und Zuversicht die neuen politischen Verhältnisse schließlich angenommen und wohl auch verinnerlicht worden sind. Markel zitiert in diesem Zusammenhang Richard Csaki, den Herausgeber der Zeitschrift „Ostland“ (1919–1921 und 1926–1931), der postulierte,

„dass sich nachschaffender Zugriff auf Muster mitteleuropäischer Moderne erschöpft habe“. Oscar Walter Cisek fordert seine „Brüder im Geist und im Traume“ auf, „gestützt durch die Kunst und ganz besonders durch die Dichtung, zu entwicklungsfähigen Kräften unserer ostdeutschen völkischen Eigenart“ zu werden. In seinem Beitrag „Ostdeutscher Brief aus Rumänien“ spricht er von einer „ostdeutschen Literatur in Rumänien“ und peilt damit eine Positionierung an, die in der Folge als Zielrichtung – wenn auch unterschiedlicher Prägung – beibehalten wurde.

Den Einfluss des Expressionismus will Cisek eher in der Kunst als in der Dichtung erkannt haben. Hinsichtlich der Autoren weist er auf Einflüsse von Franz Werfel und Georg Trakl bei Alfred Margul-Sperber (Bukowina) hin und bewertet den in steter Entwicklung befindlichen Franz Xaver Kappus (Banat), „nunmehr Expressionist in seiner Art“, als einen, der „unter allen Ostdeutschen dem neuen künstlerischen Empfinden des europäischen Westens unbedingt am nächsten“ kommt. (Nicht zufällig ist Kappus auch der Adressat von Rainer Maria Rilkes „Briefen an einen jungen Dichter“.) „Die übrigen Prosabeiträge“, so Cisek, „zeugen oft von großem künstlerischem Wollen, sind aber nicht immer Erfüllungen.“

Michael Markels Anthologie ist, neben ihrer literarhistorischen Bedeutung, ein hervorragendes Lesebuch, in dem deutsche Schriftsteller und Kulturbeflissene in und aus Rumänien sich historisch wiederfinden. Es zeigt die ersten Bemühungen der deutschen Bevölkerungsgruppen in Rumänien um eine eigenständige Literatur, wie sie danach, unter verschiedenen Vorzeichen bis hin zur sogenannten „fünften deutschen Literatur“, zu neuen Ansätzen sich berufen oder auch genötigt sah. Der 1918 erfolgte Anstoß dazu erfolgte ja weniger im Bewusstsein einer regionalen Besonderheit denn als Ergebnis politischer Umstände. Zwar galt nach wie vor als Leitbild, was vom deutschen Sprachraum ausging, jedoch unter Einschluss regionaler Aspekte, in die auch über das Atmosphärische hinausgehende bodenständige Elemente der anderssprachigen Nachbarn Eingang fanden. Bestimmend dafür war jene verinnerlichte Realität, die gute Literatur auszuzeichnen vermag. In seinem Nachwort wirft der Herausgeber einen zugleich ordnenden wie kritischen Blick auf diesen uns weniger bekannten Abschnitt versuch-

ter literarischer Eigenständigkeit in Rumänien. Es sind vor allem die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen literarischen und kulturpolitischen Zeitschriften, die Markel seiner Recherche unterzieht. „Eine Gewichtung des literarischen Ertrags dieser Zeitschriften“, fasst er zusammen, „steht unter dem Vorbehalt, dass es eher Jahre des Tastens und Suchens als der Erfüllung waren. Literaturgeschichtlich war es eine Lehrzeit, in der die aus ihrem Sprachzusammenhang gerückten regionalen deutschen Literaturen im rumänischen Sprachraum um Selbstlegitimation und um ein künstlerisch autonomes Bewusstsein ihrer selbst rangen ... Expressionistische Texte stellen nur einen Teil dieser Jahre dar und nicht einmal den gewichtigsten.“ Als östliche Schnittflächen dieser literarischen Entwicklung bezeichnet Michael Markel „die Enthebung der Kunst von Zweckdienlichkeiten und die Anerkennung ihrer ästhetischen Selbstbestimmtheit“. Weiterführende Angaben zu den Texten und ihren Autoren enthalten die „Quellen und Anmerkungen“ am Ende des Buches. In die Umschlaggestaltung von Martin Veicht ist eine „Komposition“ von Hans Mattis Teutsch einbezogen. Die Titelzeile „In Dornbüschen hat Zeit sich schwer verfangen“ ist dem Gedicht „Die wache Nacht“ von Oscar Walter Cisek entnommen.

Franz Heinz (KK)

Zu realistisch für den sozialistischen Realismus

Siegfried Pitschmann: Erziehung eines Helden. Aisthesis Verlag, Bielefeld, 19,95

„Wär schön gewesen“. Der Briefwechsel zwischen Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann. Herausgegeben von Kristina Stella. Aisthesis Verlag, Bielefeld, 24,80

Ein Mann steigt aus. So sagt man heute. Damals, wir befinden uns im Wechsel von den 50er zu den 60er Jahren in der DDR, stieg man nicht aus, was ja eher pejorativ klingt, sondern: Man ging in die Produktion. Und die Schriftstellerinnen und Schriftsteller gingen mit. So auch Siegfried Pitschmann. Als auf der Konferenz der Schriftsteller in Bitterfeld im April 1959 beschlossen wird, die Trennung von Kunst und

Leben, Künstler und Produktion zu überwinden, hatte Siegfried Pitschmann diesen Schritt längst vollzogen. Denn er war schon im August 1957 nach Hoyerswerda zum Kombinat Schwarze Pumpe in die Produktion gegangen. Zu einer Zeit also, als der nachmalig so benannte „Bitterfelder Weg“ noch ein unbekannter war. Und Pitschmann lebte zu den Bedingungen derer, die dort arbeiteten: Er wurde über die „Zentrale Arbeitskräftelenkung“ eingestellt, erst als Betonarbeiter, dann als Maschinist für Baumaschinen; er wohnte wie alle anderen Bauarbeiter in einer zugeteilten Wohnung zusammen mit anderen. Das ging ein halbes Jahr gut, dann musste Pitschmann aus gesundheitlichen Gründen ausscheiden. 1960 kehrt er mit Brigitte Reimann zurück nach Hoyerswerda, diesmal als Privilegierter mit Wohnung und Kontakt zu den Funktionären.

Im Januar 1958 schickt Pitschmann dem Lektor Günter Caspar ein Manuskript über die Erfahrungen. Der ist davon angetan, will aber mehr. Caspar erwartet sechzig Seiten mit Skizzen, Feuilletons, Kurzerzählungen und Ähnlichem. Was man halt als Lektor von einem, „seinem“ begabten Autor erwartet. Diese Ermunterung wird zur Initialzündung für den Roman „Erziehung eines Helden“. Und erweist sich zugleich als Katastrophe für Siegfried Pitschmann. Denn er gerät unter Zugzwang, unter Druck – ein Zustand, der ihn lähmt, am Schreiben hindert. Zwar wird im Februar 1958 ein Vertrag mit dem Aufbau-Verlag geschlossen, aber der Ablieferungstermin Ende Mai gleichen Jahres verstreicht. Weitere Termine ebenso. Schließlich wird der Schriftstellerverband einbezogen. Der gibt eine vertraglich zugesicherte „Arbeitshilfe“, was sich zunächst ganz wunderbar anhört. Damit hat der Verband aber nicht nur Interesse am, sondern auch Einsichtsrecht in das Manuskript. Und das bedeutet in letzter Konsequenz das „Todesurteil“, denn zu DDR-Zeiten konnte der Roman nicht erscheinen. Warum nicht?

Pitschmann beschreibt den Weg eines Mannes, der – mit seinem bisherigen Beruf unzufrieden, im privaten Leben gescheitert – in die Produktion geht. Beruflich gescheitert bedeutet hier, dass der namenlose Protagonist seine Existenz als Barpianist als nicht angemessen empfindet. Der Drang nach Höherem wird in Alkohol ertränkt. Das wiederum belastet die Beziehung zu seiner Freundin ebenso wie die Tatsache,

dass sie als Lehrerin gesellschaftlich anerkannt ist. Also flieht er in das Kombinat Schwarze Pumpe. Sehr genau beschreibt Pitschmann die Versuche seines Helden, sich in die schwere körperliche Arbeit hineinzufinden; die Außen-seiterrolle eines Helden, dem man schon von weitem ansieht, dass er die hier verlangte Arbeit eigentlich gar nicht leisten kann. Aber er will sich durchbeißen und tut es.

Die schon am ersten Tag aufgerissenen Hände, die körperliche Erschöpfung schon nach der Hälfte des Tages, der ungewohnte Umgang mit Schubkarre auf schmalen Brettern – all das ficht den Helden nicht an. Tut es natürlich doch, aber er will, er muss sich beweisen, dass es trotzdem geht. Er wird als Feingeist bzw. als Intellektueller erkannt und diskriminiert. Seine Weigerung, Alkohol zu trinken, wird ihm immer wieder angekreidet. Aber er hält durch. Ebenso wie er sich versagt, an ein Klavier überhaupt nur zu denken. Bis er dann doch einmal rückfälliger wird und in einer Kneipe, Spelunke würde es eher treffen, an einem verstimmten Klavier sitzt und improvisiert, dass den anwesenden Arbeitern, Proletariern reinsten Wassers, Hören und Sehen vergeht. Aber nur dies eine Mal. Das Ende des Romans bleibt offen.

Mit dem Zitat aus der Überschrift versuchte Pitschmann gegenüber seinem Lektor das Manuskript zu verteidigen: „... gewisse Arbeiten wären auch im Sozialismus noch verdammt schwer und weiß Gott kein eitel Zuckerschlecken“. Das Manuskript wurde vom Schriftstellerverband so grundsätzlich verrissen, dass Pitschmann einen Selbstmordversuch unternahm. Sein Überleben verdankte er Brigitte Reimann, die er im Frühjahr 1958 im Heim „Friedrich Wolf“ des Schriftstellerverbandes kennengelernt hatte. Zwischen Pitschmann und Reimann funkt es. Sowie beide die Scheidung von ihren jeweiligen Partnern vollzogen haben, heirateten sie. Und es ist zunächst eine Beziehung, die ihn sehr stabilisiert. Doch Brigitte Reimann hat allen Treueschwüren zum Trotz immer wieder Beziehungen mit anderen Männern. Die Ehe endet mit Scheidung sieben Jahre später. Zeit ihres Lebens allerdings hat Brigitte Reimann Siegfried Pitschmann unterstützt, zu stützen versucht, was nicht immer ganz leicht war in diesem Land, in dem eine bornierte Funktionsclique immer besser wusste, was und wie das Leben war.

Pitschmann wurde harte, amerikanische Schreibweise vorgeworfen – also die Schreibweise des Klassenfeindes. Es konnte und durfte nicht sein, dass die Arbeiter im Kombinat abends ihren Frust in Alkohol ertränkten, dass sie über Materialmangel ebenso diskutierten wie über materielle Mängel, dass sie unfähige Funktionäre ertragen mussten und kritisierten.

Der Roman ist posthum erschienen und muss in einem Atemzug mit Werner Bräunigs „Rummelplatz“ oder Gert Neumanns „Elf Uhr“ genannt werden, denn sie alle beschreiben die DDR sehr realistisch, eigentlich so, wie es auf dem „Bitterfelder Weg“ vorgesehen war. Den Roman herausgegeben hat Kristina Stella. Sie hat auch den Briefwechsel zwischen Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann im gleichen Verlag ediert. Die Zeugnisse dieser Amour fou sind einerseits elektrisierend, andererseits enttäuschend, weil zwischen dem Realitätssinn Pitschmanns und der in Sachen Liebe unbezähmten Brigitte Reimann Welten klaffen. Aber auch so ist das Leben, so banal das klingen mag.

Ulrich Schmidt (KK)

Rechtssicherheit für Streuselkuchen

Mitteilung der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung der CDU/CSU – Union der Vertriebenen und Flüchtlinge

Mit seinem Urteil vom 7. Oktober 2015 hat das Europäische Gericht (EuG) die unterdessen fast vier Jahre währende Auseinandersetzung um ein deutschlandweit gern genossenes Backwerk mit einem positiven Signal beendet: Deutsche Bäcker schlesischer (Familien-)Tradition werden auch künftig „Schlesischen Streuselkuchen“ herstellen dürfen.

Im Juli 2011 hatte die Europäische Kommission auf Antrag einer Gruppe von Bäckern aus dem inzwischen zu Polen gehörenden Schlesien die Bezeichnungen „Kołocz slaski“ oder „Kołacz slaski“ ins Register geschützter geografischer Angaben eingetragen. Bei der Veröffentlichung im deutschen EU-Amtsblatt waren diese Begriffe mit „Schlesischer Streuselkuchen“ übersetzt worden. Schlesische Bäcker – sowohl in Tradition als auch regional in der niederschlesischen Oberlausitz – mussten seither befürchten, von

polnischen Rechtsanwälten abgemahnt zu werden, weil sie nach alten Familienrezepten produzierte schlesische Spezialitäten verkauften.

Das EuG hat klargestellt, dass „die Eintragung der geschützten geografischen Angabe ‚Kołocz slaski‘ oder ‚Kołacz slaski‘ nicht dazu führt, dass es deutschen Bäckern unmöglich gemacht würde, ‚Schlesische Streuselkuchen‘ in ganz Deutschland herzustellen und zu vermarkten, da diese Produkte nicht von der in Rede stehenden Eintragung erfasst werden“. Somit herrscht hierzulande wieder Rechtssicherheit.

Das Thema der geschützten geografischen Angaben bleibt in Vertriebenenkreisen jedoch umstritten. Zu gut ist noch der jahrelange Streit um den Schutz der „Karlsbader Oblaten“ in Erinnerung. Durch einen ähnlichen Antrag tschechischer Hersteller sollte der ehemals böhmischen Firma Wetzelsch unterzogen werden, „Karlsbader Oblaten“ zu vertreiben. Die Firma Wetzelsch ist erwiesenermaßen „Erfinderin“ und Namensgeberin dieser böhmischen Spezialität. Erst hartnäckige Verhandlungen brachten hier einen minimalen Teilerfolg für die deutsche Seite.

Ob „Schlesischer Streuselkuchen“ oder „Karlsbader Oblaten“: Stets geht es um einzigartige Rezepte vertriebener Landsleute aus den ehemaligen deutschen oder deutsch geprägten Ostgebieten. Die direkten Nachfahren sollen die tief in ihrer Kultur verwurzelten Spezialitäten möglichst nicht weiter produzieren und unter ihrem ursprünglichen Namen vermarkten dürfen. Zumindest beim „Schlesischen Streuselkuchen“ konnte dies verhindert werden.

Ostdeutsche Spezialitäten wie „Liegnitzer Bombe“, „Neisser Konfekt“, „Schlesischer Prasselkuchen“, „Echt Stonsdorfer“, „Echte Kroatzbeere“ oder „Alter Ratiborer“ sowie Küchenrezepte wie „Schlesisches Himmelreich“ oder „Schlesische Mohnkleeßla“ aus der schlesischen Heimat, aber auch „Danziger Goldwasser“, „Königsberger Klopse“, „Schit lot em“, „Tilsiter Käse“ oder „Original Ostpreußischer Bärenfang“ gehören nun wirklich nicht zur polnischen Ess- und Trinkkultur. Insbesondere für deutsche Europaabgeordnete sollte daher gelten, die Arbeit der EU-Kommission gerade in diesem Bereich weiterhin aufmerksam zu begleiten.

(KK)

Die mit dem Glas sprechen

„Gravur on Tour“ im Glasmuseum Rheinbach

Das weltumspannende Glass Engraving Network (www.glassengravingnetwork.com) erstreckt sich von Peru über Argentinien bis in den Norden Kanadas und umfasst u. a. Künstler und Werkstätten aus Australien, Neuseeland, China, Japan, Russland, Afrika, Israel und selbstverständlich fast ganz Europa.

An der ersten Wanderausstellung des Gravur-Netzwerkes beteiligen sich rund 30 Künstlerinnen und Künstler aus dem EU-Raum. Zu den Museumsorten in insgesamt sieben Ländern der Europäischen Union, die die Präsentation zeigen, gehören neben Rheinbach und Steinschönau/Kamenický Šenov (Tschechische Republik)

auch Lommel (Belgien), Epe (Niederlande), Reval/Tallinn (Estland), Riihimäki (Finnland) und Frauenau (Deutschland). Bis zum 21. Februar 2016 ist die Wanderausstellung „Gravur on Tour“ im Glasmuseum Rheinbach zu besichtigen. Danach wird sie in der Partnerstadt Steinschönau gezeigt.

Die Ausstellung beleuchtet die Vielfalt der zeitgenössischen Glasgravur in bildnerischer und in technischer Hinsicht. Vorgestellt werden experimentelle Arbeiten bis hin zu Werken, die der traditionellen klassischen Glasgravur verpflichtet sind. In anderen Exponaten wiederum loten die Künstler den Grenzbereich von Glasgravur und Glasschliff aus.

Gläserne Jam Session, bunt und dynamisch, wie sich das für zünftigen Jazz gehört: Summertime, Gravur-Objekt von Jiri Tesar

Bilder (auch Titel und Seite 14): Museum



Anlässlich der Eröffnung der Wanderausstellung im Glasmuseum Rheinbach hielt Patrick Roth, Lehrer an der Glasfachschule und Künstler, einen interessanten Vortrag. Auch wenn Roth – wie wahrscheinlich viele der anwesenden Kunstschaffenden gut nachvollziehen konnten – statt vieler Worte eher das Zwiegespräch mit dem Glas bevorzugt, sprach er u. a. über technische und manuelle Facetten des Glasschliffs: „Technische Möglichkeiten, die sich der modernen Glasgravur anbieten, dürfen nicht außer Acht gelassen werden, wenn es um die Umsetzung einer Idee oder eines Auftrags geht. Gemeint sind damit neben diversen Sandstrahlmethoden, Diamanträdchen und Pasten, biegsamen Wellen, Vibrographen natürlich auch Laser- und 3D-Technik, die im Zusammenspiel mit der traditionellen Bearbeitung dieses wunderbare Kunsthandwerk in die Zukunft führen können.“

Wie Dr. Ruth Fabritius, Leiterin des Glas-

museums Rheinbach mit Sammlung Mülstroh, mitteilte, lud das Staatliche Berufskolleg Rheinbach im Vorfeld der Ausstellung zu einem internationalen dreitägigen Workshop ein. Unter dem Motto „Hand-Schrift – Kalligraphie als Gestaltungselement“ versuchten sich Schüler der Glasfachschule, Gastschüler, Kunstschaffende aus dem In- und Ausland sowie Mitglieder des Gravur-Netzwerkes und nicht zuletzt Lehrer in einer anspruchsvollen Glasfertigung. In den neu eröffneten Werkstätten der Glasfachschule entstanden durch die kreative Kombination von Farbe, Form, Schrift und Technik beeindruckende Glasobjekte, die übrigens auch in der Rheinbacher Gravur-Ausstellung zu sehen sind. Darunter befinden sich kalligraphische Exponate von Cornelia Jonczik, Elena Ritter und Tanja Niemann (Deutschland), Ioana Stelea (Rumänien), Jaroslava Votrubova und Sholpan Ashirbekova (Tschechien).

D. G. (KK)

Alltäglichkeit der letzten Dinge

Die polnische Literatur pflegt eine lange, reiche und erfolgreiche Tradition der Reportage

Die Vergabe des Literaturnobelpreises an Swetlana Alexijewitsch hat auch das noch einmal in Erinnerung gerufen: In Mittel- und Osteuropa hat die literarische Reportage eine lange Tradition. Und spätestens seitdem vor ein paar Jahren kritisiert wurde, dass der polnische Jahrhundertreporter Ryszard Kapuscinski seine Reportagen zum Teil fabuliert habe, ist in Polen die Diskussion über die Wahrheit in der Reportage ziemlich stark. In diesem Kontext ist hier gerade der letzte Band einer knapp 3000-seitigen Anthologie mit polnischen Reportagen des 20. Jahrhunderts erschienen und hatte seine Premiere im Herbst

2015 während des Conrad Literaturfestivals in Krakau. Ein guter Anlass, noch einmal auf Tradition und Gegenwart dieser zugleich künstlerischen wie journalistischen Form zu schauen – und nach der Zukunft der literarischen Reportage in Polen zu fragen.

Wenn die Sirenen eindringlich heulen, hat man in Tel Aviv ca. anderthalb Minuten Zeit, um sich in Sicherheit zu bringen. In hohen Wohnhäusern bleiben die Aufzüge auf die Sekunde stehen; eine lange Treppe führt direkt runter zum Bunker. Aber was tun, wenn man kranke Beine hat, betagt ist, allein in der Wohnung sitzt und sich nicht bewegen kann? Man ruft eine Grundschulfreundin an

und fragt nach Rat. Und was passiert, wenn diese Freundin eine Reporterin ist?

„Rufe ich nicht zu spät an? Störe ich nicht? Bei uns ist nämlich Alarm. Die Fahrstühle fahren nicht mehr, gleich werden die Raketen einschlagen. Man muss zu Fuß zum Schutzraum. Ich bin nicht gegangen. Nichts tue ich, ich sitze einfach da. Ich hatte immer schlechte Beine. Professor Gruca [...] hat mir nach dem Krieg beide Beine operiert. Als ich aus diesem Grab herauskam, stellte sich heraus, dass ich nicht laufen konnte. Was würdest du an meiner Stelle tun? Jetzt. Wenn Raketen kämen. Warum ein Blatt? Na dann diktiere, den ersten Satz wenigstens. ‚Es ist Alarm, die Fahrstühle fahren nicht mehr.‘ Im Ernst? So würdest du anfangen?“

In dem kurzen Text – dem einseitigen Protokoll eines Telefongesprächs zwischen Tel Aviv und Warschau, erschienen im Buch



Ein Konvolut Wirklichkeit: der Herausgeber Mariusz Szczygiel mit dem dritten Band seiner Anthologie der polnischen literarischen Reportage des 20. Jahrhunderts

Bild: Wydawnictwo „Czarne“

„Rosa Straußenfedern“ – klingt bereits alles an: die kranke Protagonistin und ihr Versteck während des Zweiten Weltkriegs (das Grab), ihre medizinische Behandlung, der israelisch-palästinensische Konflikt und – unausgesprochen – Tragik und Freundschaft. Hanna Krall, die Altmeisterin der polnischen Reportage, spricht in solchen Fällen vom „metaphysischen Überschuss“. Der Regisseur Krzysztof Kieslowski habe diesen Begriff erfunden. Sie selbst wisse nicht, was es mit dem „Metaphysischen“ auf sich habe, für eigene Zwecke erklärt sie es aber so: „In einer Geschichte sollte auch das Wichtigste spürbar sein, die letzten Dinge halt, wie die Liebe, der Tod, die Angst, der Mut ...“

Die beinahe 90-jährige Hanna Krall hat siebzehn Bücher mit literarischen Reportagen geschrieben, resümiert zuletzt in dem Buch „Krall“ von Wojciech Tochman und Mariusz Szczygiel (Verlag Dowody na istnienie, Warszawa 2015). Sie empfiehlt, nur das Wichtige aufzuschreiben und dabei einfache Regeln zu beachten: „Zu viele Worte nutzen sich ab. Mir geht es also darum, wenig Platz zu beanspruchen, wenige Worte zu verwenden und die Aussage zu verdichten. So bekommt sie mehr Kraft.“

Früher hat man in Polen längere Texte geschrieben, erklärt Kazimierz Wolny-Zmorzynski. Er ist Professor für Theorie der Reportage und hat als Berater an der Anthologie der polnischen Reportage des XX. Jahrhunderts mitgearbeitet (erschieden im Verlag Czarne, Wołowiec 2014–2015). Er sieht die Quellen der polnischen Reportagetradition in der Literatur des 19. Jahrhunderts, in der positivistischen Novelle: „Auf Französisch bedeutet ‚nouvelle‘ eine Neuigkeit. Daher kommt der Journalismus. Goethe setzte in seinen ‚Novellen‘ auf pure Fakten, auf wenige Protagonisten, lebhaftige Handlung und eine effektvolle Pointe. Polnische Novellen-Autoren haben dann mit ihren Novellen Reportagen geschrieben, noch bevor sie wussten, was eigentlich eine

Reportage ist. Nach dem Zweiten Weltkrieg, im politischen Wirbel, kamen dann viele neuen Themen.“

Die polnische Reportage war seinerzeit mehr literarisch als journalistisch, ergänzt Grzegorz Gauden, Direktor des Polnischen Buchinstituts in Krakau/Warschau, und nennt die Gründe: „Durch ihre literarische Form konnte die Reportage eine Weltsicht propagieren oder eine Information schmuggeln, die sonst von der kommunistischen Macht abgelehnt worden wäre, z. B. Armut, Kriminalität, politische Ansichten der Protagonisten. Die Metaphern haben bei den Lesern viele Assoziationsspiele ermöglicht, die für den Zensor nicht immer deutlich waren.“

Die Vergabe des Literaturnobelpreises an Swetlana Alexijewitsch spaltete die Literaturkritik. Ihre Gegner sagen, sie habe gar keine Literatur hervorgebracht. In ihrer Nobel-Vorlesung Anfang Dezember in Stockholm, die traditionell ein paar Tage vor der Preisüberreichung gehalten wird, konterte Alexijewitsch provokant: „Was ist heute Literatur? Unser Leben ist heute schneller als früher. Der Inhalt sprengt die Form.“ Schon während ihres Autorentreffens im Conrad Literaturfestival antwortete die Literaturnobelpreisträgerin in Krakau auf eine Frage nach dem Sinn, Reportagen zu schreiben: „Die Zeiten haben sich so verändert, dass die Belletristik hinterher hinkt. Die schöne Literatur schafft es nicht mehr, zeitnah das Geschehen zu reflektieren und zu beschreiben. Daher entstehen nichtfiktionale Texte.“ Diese müsse man derzeit kürzer schreiben als noch vor einem Jahrhundert, meint Professor Wolny-Zmorzynski: „Eine kürzere Reportage erreicht den Empfänger eher.“

Eine wichtige Rolle spielt auch die Ökonomie. Für lange Reportagen gibt es in den meisten Zeitungen keinen Platz.

„Die Reportage leidet darunter, sie kann sich selbst nicht finanzieren“, klagt Rafał Grzenia, Reporter der Zeitschrift „Lampa“. „Die Presse hat ihre Vorlieben. Die einen Themen werden besprochen, die anderen nicht. Vertieft wird keins von ihnen! Die literarische Reportage kann also nur selten ein Ereignis über längere Zeit begleiten und vollständig ausleuchten“, meint er.

Eine Ausnahme bildet in Polen die liberale Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“. Hier hat die literarische Reportage eine starke Stellung. Mariusz Szczygieł, der Leiter der Reportage-Redaktion, ist zugleich ein Mitbegründer des Instituts für Reportage, aus dem die polnische Reportageschule hervorgegangen ist. Ihre Grundidee fasst Szczygieł so zusammen: „Es ist ganz einfach: Den anderen Menschen verstehen, ohne ihn wegen seiner Einzigartigkeit zu verurteilen. Der Autor darf mit seinem Text genau so viel machen wie ein Schriftsteller, außer natürlich die

Diese Zeugnisse von den Hoffnungen und den Schrecken des 20. Jahrhunderts bestärken uns in der Annahme, dass Schriftsteller die besseren Historiker sind.

Geschichte zu erfinden. Die polnische literarische Reportage regt auch zum Nachdenken an und enthält philosophische oder existenzielle Wahrheiten. Sie fügt Wahrheit und Schönheit zusammen.“

Von Kind auf hören wir gerne Geschichten. Und Menschen werden immer etwas über das Leben anderer Menschen lesen wollen. In der vollen Halle der Buchmesse Krakau treffe ich Jolanta, die auf ein Autogramm von Hanna Krall wartet. Sie ist der Meinung, die Menschen sehnen sich nach einer gewissen Wirklichkeit in der Literatur: „Wir haben genug von der Fiktion, sie dominiert im Leben, in der Politik, ja sie ist überall. In der Reportage gibt es viel Wahrheit, historische und Lebenswahrheit.“

„Durch unser Polentum und unsere Erfahrungen können wir genauer auf die kleinen Details schauen, die die polnische literarische Reportage ausmachen“, meint Adam,

der ausschließlich Faktenliteratur liest. Für ihn gibt die Reportage das wieder, was sich ringsherum abspielt. „Und nicht das, was sich einer ausgedacht hat!“, fügt er überzeugt hinzu. „Nur die Wahrheit zählt“, sind sich die Reporter Katarzyna Surmiak-Domanska und Mariusz Szczygieł einig.

Für seine Reportage über Syrien hat Grzenia die Buchform gewählt. Für ihn ist eine Reportage auch Belletristik: „Der Sinn der Reportage ist ein literarisches Erlebnis. Sie muss gut geschrieben werden. Wir sollten sie kritisch lesen und nicht durch das Thema gefesselt werden.“

Dass man für einen Moment Protagonist in einem anderen Leben werden kann – darin liegt die Magie der literarischen Reportage. Und ihre Zukunft? – Die Antwort kennt Wolny-Zmorzynski: „Reportagen und Foto-

reportagen erscheinen heute zunehmend in Buchform. Gute Geschichten werden immer gebraucht.“ Laut Gauden vom Buchinstitut sind diese auch für westeuropäische Verleger interessant, z. B. für den Verlag Neue Kritik in Frankfurt am Main. Seit 1986 sind die Übersetzungen von Hanna Kralls Büchern ins Deutsche hier daheim, ferner derer von Miron Białoszewski und Henryk Grynberg. Der Verlag informiert auf seinen Internetseiten: „Zahlreiche Werke des Verlagsprogramms legen Zeugnis von den Hoffnungen und den Schrecken des 20. Jahrhunderts ab, das von den Erfahrungen der zwei großen totalitären Regime bestimmt war, und bestärken uns in der Annahme, dass Schriftsteller die besseren Historiker sind.“

Arkadiusz Luba (KK)

Geistes Gegenwart: Königsberg

Wladimir Gilmanow trägt die Botschaft seiner Heimatstadt in die Welt

*Doch wissen wir, die weinend Dich verlassen: ...
Daß noch in Dir, o Mutter, Leben ist,
Und daß Du, Königsberg, nicht sterblich bist!*

Agnes Miegels Gedicht „Abschied von Königsberg“, 1944 nach den Bombenangriffen geschrieben, spricht eine Wahrheit aus, die sich immer wieder bestätigt. Der Geist Königsbergs fiel den Bomben nicht zum Opfer.

Für Professor Dr. Wladimir Gilmanow von der Staatlichen Immanuel-Kant-Universität Königsberg/Kaliningrad ist die Stadt am Pregel nicht nur „ein schicklicher Platz“, wie Kant sie nannte, sondern ein „weltgeschichtliches Phänomen“, ein Ort einer „einmaligen Pädagogik“, an dem die Lösung der heutigen Weltkrise zu finden sei. Auf einer Vortragsreise im Spätherbst 2015 stellte er die Ideengeschichte seiner Heimatstadt vor.

1955 im bereits russischen Kaliningrad

geboren, ist Gilmanow als Germanist, Philosoph und Kulturwissenschaftler ein führender Experte für die Geistesgeschichte Königsbergs. Er nannte Königsberg einen „eschatologischen Topos der Weltgeschichte“, der den Spannungsbogen zwischen Untergang und Rettung geradezu symbolisierte, und machte diese Beobachtung an mehreren Namen und Epochen fest.

Die Säkularisierung des Ordensstaates Preußen stellte das Land vor eine existenzielle Wende. Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der letzte Hochmeister, gründete 1525 das „Herzogtum Preußen“. „Glaube und Politik. Herzog Albrecht im hermeneutischen Konflikt der Reformationszeit“, so hieß der Vortrag, den Professor Dr. Gilmanow in Göttingen im Albertinum hielt. Der Ort war ein sinnfälliger Rahmen. Das Albertinum wurde in den sechziger Jahren als

Wohnheim für osteuropäische Studenten gebaut, weil Göttingen die Königsberger Universität Albertina – den Namen bekam sie erst Mitte des 17. Jahrhunderts, also zweihundert Jahre nach der Gründung 1544 durch Herzog Albrecht – nach dem Zweiten Weltkrieg übernommen hat. Als Bildungs- und Begegnungsstätte wurde das Albertinum am Bonhoefferweg zu einem Partner der Göttinger Universität Georgia Augusta.

Das zahlreiche und interessierte Publikum, das der Einladung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen gefolgt war, erlebte eine Begegnung mit Herzog Albrecht als „entscheidender Persönlichkeit in der Reformationgeschichte des Landes“, wie der Referent mehrmals betonte. Professor Gilmanov stellte die geistig-seelische Situation eines Mannes in den Mittelpunkt, der sich in der Verantwortung für das Überleben eines Staates sah und dessen Hoffnung auf Beistand mehrfach enttäuscht wurde. So habe ihn Kaiser Maximilian I. nicht bei seinen Reformen und bei seinem Streben nach Unabhängigkeit von der polnischen Krone unterstützt, weil er die polnische Königstochter Anna heiratete. Andererseits habe Rom ihm die notwendige Reform des sterbenden Ordens nicht ermöglicht. Seine Entscheidung für die Zusammenarbeit mit Luther 1523 müsse aus einer tiefen Krise erfolgt sein. Gilmanov nannte es „eine akute Grenzsituation zwischen Hoffnung und



Geisterstadt

Bilder: Archiv

Verzweiflung“ und zitierte ein von Albrecht verfasstes Lied mit der Zeile: „All menschen sein verlogten.“

Den theologischen Auseinandersetzungen der Reformatoren, die Gilmanov detailliert analysierte, musste sich Albrecht stellen und geriet dabei besonders in den Bereich des Konflikts zwischen Luther und Osian-der. Für Gilmanov war Albrechts Reformationsprojekt „soteriologisch“, es ging ihm um die Rettung vor dem „Gesetz der Sünde“, die den Tod nach sich ziehe. Entscheidend sei dabei die Liebe als Erfüllung des Gesetzes (s. Römerbrief 13.10). Gilmanov hob Albrechts Modernisierungsgeist und besonders seine religiöse Toleranzpolitik hervor, die von einer „bewundernswerten Glaubensfestigkeit“ zeuge.

Damit war die „Ideengeschichte“ Königsbergs – religiöse Toleranz bestimmte die Politik Preußens in den folgenden Jahrhunderten – eingeläutet, die Gilmanov in seinem Vortrag „Die regionale Ideengeschichte von der Reformation über Kant bis zum Untergang Königsbergs und die moderne Weltkrise“ aufarbeitete. Er hielt den Vortrag auf der Kulturtagung des BdV-Landesverbandes NRW in Düsseldorf.

Für die Entscheidung, denn das bedeutet „Krise“ im Griechischen, für Rettung oder Untergang, Tod oder Leben, vor der die Menschen heute stehen, finden sich nach Gilmanov Modelle und Lösungen in der Geistesgeschichte Königsbergs. Das 18. Jahrhundert nimmt in der Ideengeschichte Königsbergs eine besondere Stellung ein. Gilmanov berief sich auf Goethe, der in der „Italienischen Reise“ Johann Georg Hamann als „Ältervater“ der Deutschen bezeichnet, sprach den Fortschrittsglauben Johann Gottfried Herders an und nannte Immanuel Kant „den anderen großen Retter“. Heute sei ein solcher Retter nötiger denn je, denn es gebe eine Systemkrise, die Symptome wie geistige Verarmung, mangelndes Bewusstsein und eine Geschichtslosigkeit zeige, die blind mache für



Geist der Stadt

Gegenwart und Zukunft. Das jedoch könne in einer globalisierten, hochtechnisierten Welt zu einer apokalyptischen Katastrophe führen.

Diese Krise habe der Mensch, im Kantischen Sinne, selbst verschuldet, erläuterte Gilmanov. Gemeinsam, und es geht nur gemeinsam in einer globalisierten Welt, müssten sie sich deshalb für eine „transnationale Ethik des Gemeinwesens“ einsetzen. Das müssten sie jedoch lernen, und „Kantstadt“, die „Hauptstadt des Ewigen Friedens“, sei ein geeignetes Klassenzimmer, „ein schicklicher Platz“ dafür.

Bärbel Beutner (KK)

KK-NOTIZBUCH

Eine **Schlesienreise** der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR führt vom 20. bis zum 26. Mai 2016 über Görlitz nach Liegnitz, Jauer, Wahlstatt, ins Riesengebirge, sodann durch Nordböhmen nach Breslau, Krieblowitz und Bunzlau. Veranstaltet und betreut wird die Reise durch den bewährten Schlesienkenner Alfred Theisen von **Senfkorn Reisen Görlitz**, enthalten sind in dem Preis von 840 Euro pro Person im Doppelzimmer (120 Euro Einzelzimmerzuschlag) sechs Übernachtungen mit Frühstück, ein Mittagessen in Reichenberg sowie alle Besichtigungen. Die Teilnehmerzahl ist auf 15 bis 20 Personen beschränkt. Informationen und Anmeldungen bei Senfkorn Reisen, Brüderstraße 13, 02826 Görlitz, Telefon 03581/40 05 20, info@senfkorn-reisen.de.

2016 befindet sich das **Ostpreußische**

Landesmuseum Lüneburg noch in seiner **Erweiterungs- und Modernisierungsphase** und ist daher bis zum 11. März in Gänze und danach noch teilweise geschlossen. Es erhält zudem eine Deutschbaltische Abteilung sowie neue Ausstellungsmodulare zu Themen wie Integration der Vertriebenen und Ostpreußen und Baltikum heute. Die Gesamteröffnung der Dauerausstellung ist für den Herbst 2016 vorgesehen. Einstweilen werden im bereits fertiggestellten Eingangs- und Sonderausstellungsgebäude kleinere **Kabinettausstellungen anderer Einrichtungen** angeboten.

Mit „Eisern gesammelt. **Gleiwitzer Eisenkunstguss**“ und „**Die Post in Gleiwitz 1817–1945**“ präsentiert Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott bis zum 8. Mai zwei Privatsammlungen. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**